

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Knabenbildnis ♦ Gemälde von Ernst Rosenthal

(Aus der Bildnisausstellung der Deutschen Kunstgemeinschaft im Schloß zu Berlin)

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tautentienstr. 7 b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig € 1,- Spitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren

Eine neue Wolljacke? Ich gratuliere!



O nein - die alte in
Persil gewaschen!

Wollsachen wäscht man vorteilhaft kalt.

Probieren Sie einmal

und Sie werden ausschließlich
unsere Kaloderma-Rasiercreme
benutzen. Ihre wunderbaren Eigen-
schaften haben sie schnell zum
unentbehrlichen Requisit des
Herrn gemacht.



KALODERMA
RASIER-CREME

F. WOLFF & SOHN

Güter-
manns
Nähseiden



Er wollte sparen,

doch es war ein gründlicher
Reinfall. Wer ein billiges
Fahrrad kauft, wird bald
beobachten, daß er seiner
Maschine nicht viel zumuten
darf. Bald fehlt es an den
Speichen und das Rad
bekommt den „Achter“, so
daß es nicht mehr fahrbar
ist. Es ist deshalb richtiger,
für ein NSU ein paar Mark
mehr zu zahlen. Dann weiß
man, was man hat. Jedenfalls
ist man gut versorgt und hat
doch billig gekauft.

NSU Greif zu!

NSU - Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm.

Riessner-Öfen

RIESSNER-WERKE A.G.
.. NÜRNBERG ..

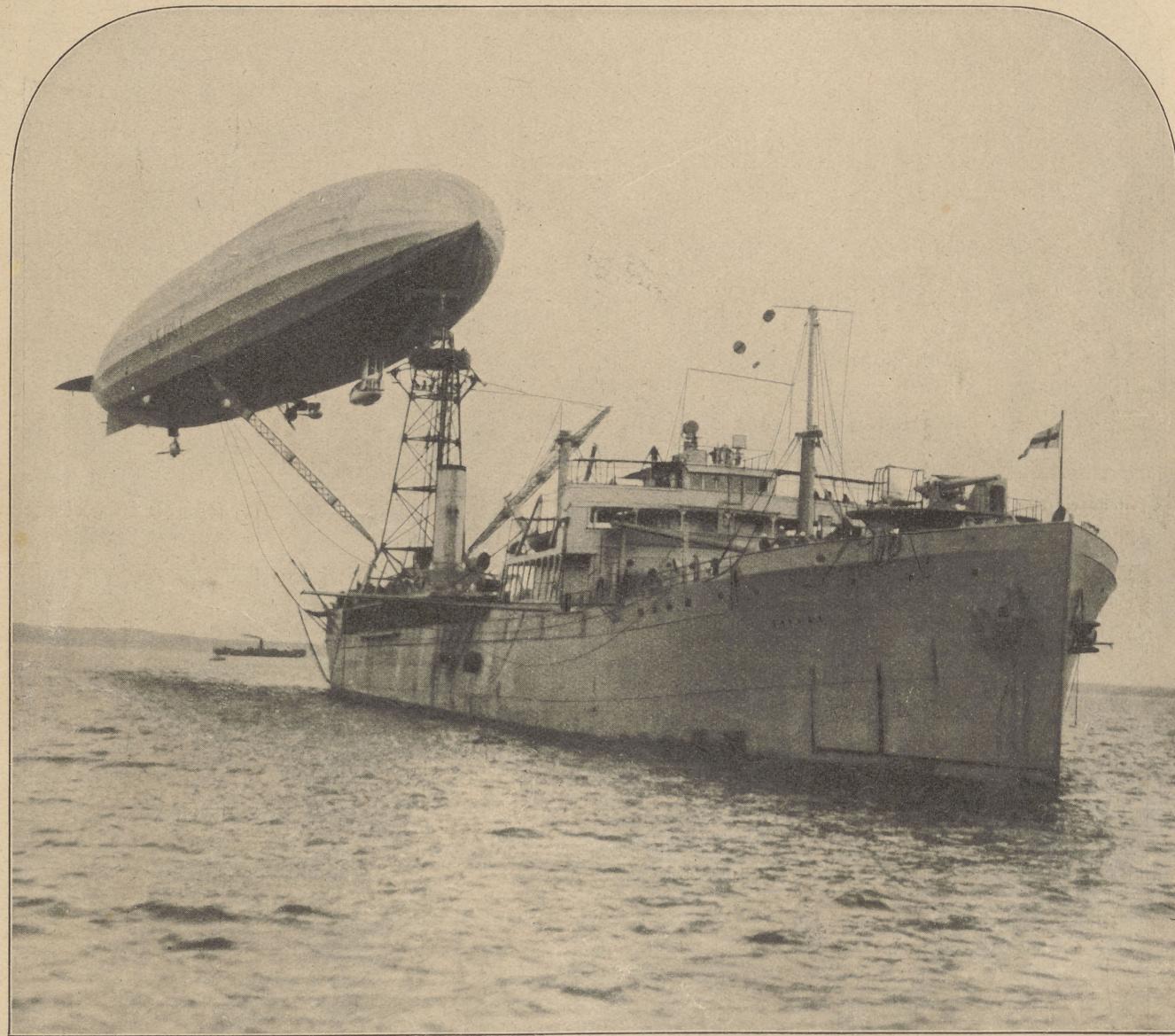
Daheim



64. Jahrgang. Nr. 5

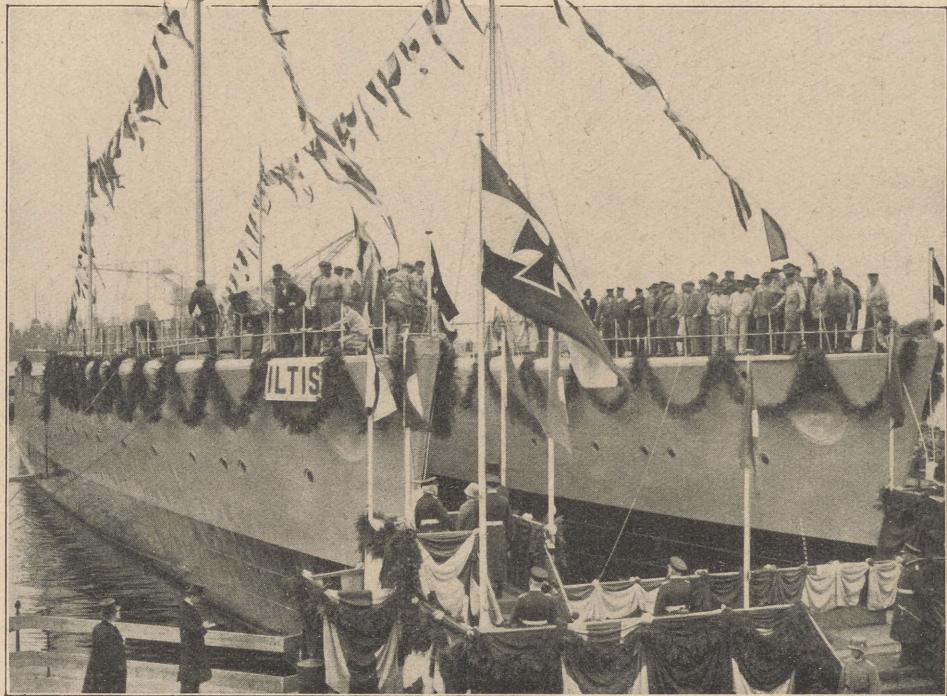
29. Oktober 1927

Aus der Zeit für die Zeit



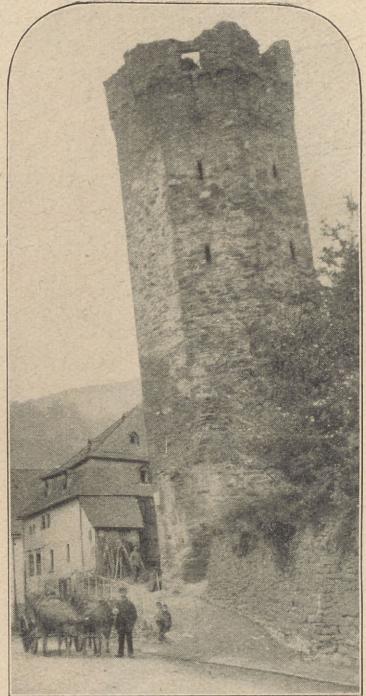
Unterschiff für Zeppeline.

B. R. III am Untermast der "Patola" vor der amerikanischen Küste. (G. Pahl.)



Zwillingstapellauf bei der Deutschen Reichsmarine.

Auf der staatlichen Marinewerft in Wilhelmshaven wurden die beiden neuen großen Torpedoboote "Vltis" und "Wolf" vom Stapel gelassen. (R. Sennecke.)



Der schiefe Turm in Dausenau.

Ein alter Wehrturm in Dorf Dausenau bei Bad Ems. (Atlantic.)



Szenenbild aus der Uraufführung des Südtiroler Schauspiels „Andreas Hofer“ von F. Kranewitter durch die Großdeutsche Theatergemeinschaft Berlin.

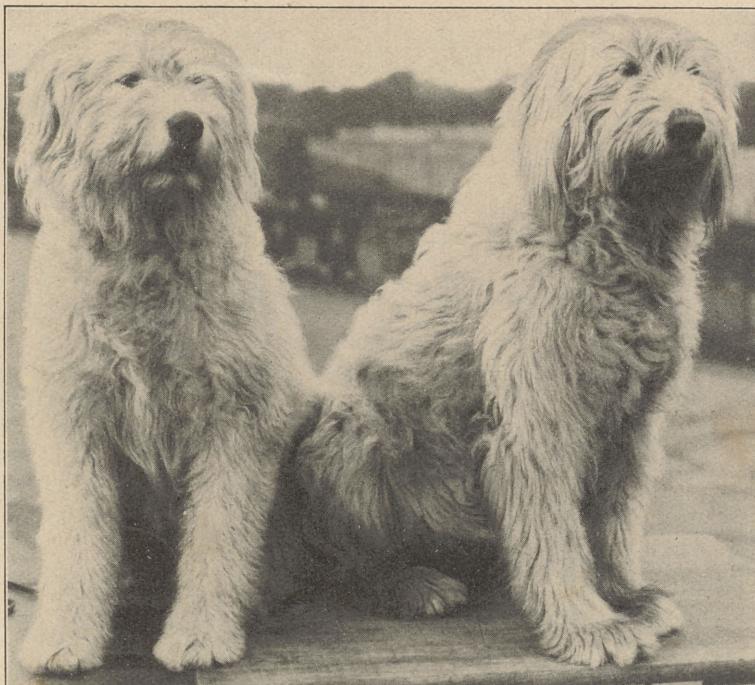


Von der diesjährigen Hengstparade in Celle.

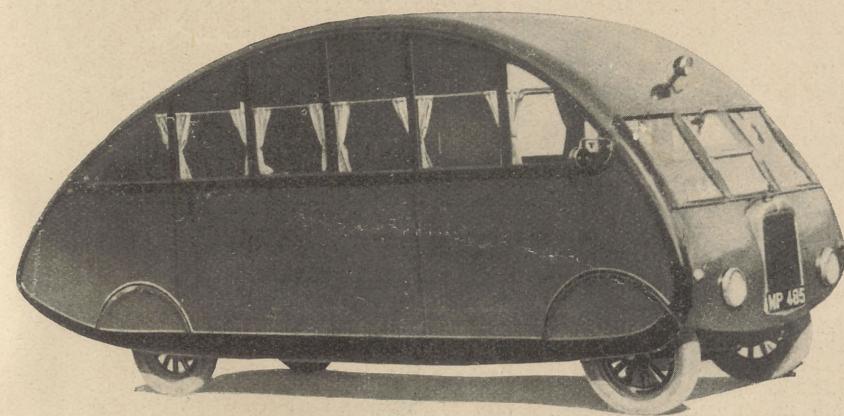
Vorführung eines Neunerzugs. (W. Lamm.)



Feier der 110jährigen Wiederkehr des Wartburgfestes der Deutschen Burschenschaft.
Der Festzug zum Burschenschafts-Denkmal. Im Hintergrund die Wartburg.



Rassehund-Ausstellung im Lunapark Berlin.
Ungarische Hirtenhunde, die mit dem 1. Preis ausgezeichnet wurden. (G. Wolter.)



Die Straßenjacht.
Ein neues Auto mit Schlafkabinen, Baderaum, Schreibtisch, Bibliothek und Klubsesseln.

Nr. 5

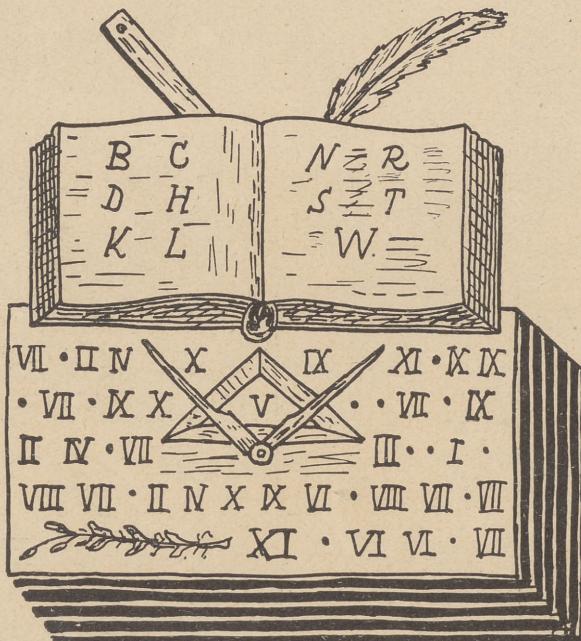
Tollkühnes Fliegerkunststück.
Umsteigen vom Flugzeug in ein Motorboot während schnellster Fahrt. (R. Senneca.)



Bon der Reise des spanischen Königspaares nach Marokko.
Die Königin bei der feierlichen Übergabe einer neuen Regimentsfahne. (A. Stöcker.)

Zum Nachdenken

1. Bilderrätsel.



2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — bar
— be — ben — ben — ber — ber
— ber — bit — che — chi — dan
— de — de — der — der — der
— di — do — dra — du — e —
e — e — e — ei — ei — ei — el
erb — flö — fro — ge — ger —
gu — hy — i — i — is — is — la
— land — lau — le —lek — me
— mo — mum — na — na — na
— nan — new — nie — nir — or
— or — ra — ram — rha — ri —
— rue — sa — sa — se — sen —
sen — sen — ses — si — ster —
stun — su — te — te — thik — ti
— to — ton — tra — tran — um

— vin — wa —
wald — wo —
zau — zent sind
36 Wörter von
folgender Bedeu-
tung zu bilden:
1. sagenumwobe-
ner Stallmeister
des Großen Kur-
fürsten, 2. ägypt.
König, 3. Person
aus Emilia Ga-
lotti, 4. Himmelskörper,
5. biblisches Land,
6. Zeitabschnitt,
7. Hülsenfrucht,
8. nordische Göt-
tin, 9. Entde-
fungsreitender,
10. Jägerhafte
Schlange, 11.
Metall, 12. Insel
im Golf von Nea-
pel, 13. Wüsten-
wind, 14. Oper,
15. Gotenkönig,
16. Universitäts-
lehrer, 17. Fluß
in der Nord-
mark, 18. Hack-
frucht,

19. altpersische Stadt, 20.
Schlachtfest in Ostpreußen (1807), 21.
Stadt in Böhmen, 22. Heilmittel,
23. Oper von Strauß, 24. Teil einer
Rundfunkanlage, 25. Stadt in Eng-
land, 26. altd德scher Gott, 27. Pla-
tinmetall, 28. religiöser Begriff der
Inder, 29. Stadt an der Neiße, 30.
Apostel der Eskimos, 31. englischer
Astronom, 32. Gartenpflanze, 33.
Teil der Philosophie, 34. biblisches
Volk, 35. Bergzug am Rhein, 36.
von den Normannen entdecktes Land
im späteren Amerika. — Die ersten
und dritten Buchstaben, beide von
oben nach unten gelesen, ergeben
ein Wort von Joh. Scherr.

3. Traumland.

Es war ein Land voll Herrlichkeit,
In das ich vier-fünf-Sixs gefahren;
Mit eins-zwei Schlössern, ragend
weit,
Drei Prinzen, mancher schönen Maid,
Mit goldbetreßten Dienerscharen.
Voll Wunder war dies schöne Land
Drei eins-zwei, aber eins-zwei Mä-
ren,
Als Eins bis fünf Sechs allbekannt —
Drei alle trug ich in der Hand
Als Buch, das alle Kinder ehren.
Aus war die Fahrt! Der Sechs-eins
fiel;
Rot glomm es auf in Himmelswei-
ten;
Durch Morgenglanz im Wellenspiel
Trug mich des Traumschiffs Wun-
derkiel
Zum Tagessstrand der Wirklichkeiten.
Wa. Lei.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste
Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 4.

1. Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Ar-
mada, 4. Storch, 7. Delan, 9. Lese, 14. Ing-
go, 16. Lea, 17. Gellert, 19. Ra, 21. Geld,
22. Bers, 23. Tre, 25. Holbein, 26. nie, 27.
Nora, 29. Amor, 31. Kanoe, 32. Marlow,
34. Chetti. — Senkrecht: 2. rot, 3. Dickens,
5. Ode, 6. Reif, 8. Uller, 9. Lord, 10. Glaser,
11. Tarent, 12. Egmont, 13. Algier, 15. Drel,
18. Elen, 20. Arber, 22. Volt, 24. Cranach,
28. Amor, 30. Öl, 33. Öst. — 2. Silbenrätsel:
Demut, Elow, Sirius, Ibis, Simson, Te-
gerne, Drontheim, Anode, Sinai, Edison,
Barzisse, Terwisch, Ellipse, Detroit, Emi-
grant, Baule, Pegasus, Hadubrand, Ia-
bella, Liter, Grinoco, Feume, Orkus, Po-
jen, Haufen, Iris, Ephelius, Borndorf.

„Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen.“
— 3. Frage- und Antwortspiel. Ergän-
zungsaufgabe: Löwenherz, Valencia,
Wahrheit, Karneval, Geologie, Seeadler,
Weichsel, Botaniker, Chemnitz, Hannover,
Zoologie, Azetyleen. — Welcher Vogel ist
sein Vogel? — Taufrätsel: Demut, Er-
furt, Rubin, Pastor, Erdbeere, China, Da-
nau, Yormund, Oswald, Gegend, Einsicht
Livland. — Der Pechhoogel.

Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Lizia Leisich

5.

Stellungsuche.

Eins, zwei, drei, vier Tage bis Donnerstag — Ursula war schon zeitig am Donnerstag nachmittag auf Madison Avenue, um sich die Briefe zu holen, die sie als Antworten auf ihre Anzeige bekommen haben würde. Das Titanengebäude der Zeitung türmte sich über ihr geheimnisvoll wie ein hoher Berg, der den Menschen ehrfürchtig und knirschend in die Knie seiner Winzigkeit zwingt. In sein Inneres trat sie wie in das schlagende Herz eines Riesen. Denn das ist der Wolkenkratzer: das pulsierende Herz des mächtigen amerikanischen Busines, das der Mensch unsagbar kühn in die Luft hinaufstürmte, die jämmerliche Beschränktheit des Bodens übertrumpfend, indem er sich Raum aus dem Wesenlosen ertröpfte und zugleich dadurch die Möglichkeit, auf ein Mindestmaß von Grundlage ein Höchstmaß an Tätigkeit zu stapeln.

Ursula war gewiß begierig zu wissen, was in ihren Briefen stehen würde, aber am Weg nach dem Schalter, hinter dem sie lagen, am Weg durch das Gebäude, mußte sie schauen und staunen; sie vergaß für Augenblicke, wozu sie da war. Sie stand den Wundern der Technik von vornherein eher mißtrauisch gegenüber, denn dem künstlerischen und besinnlichem Geist des Österreichertums ist das alte Schöne wichtiger als das praktische Neue. Jetzt aber ahnte sie die Größe der mathematischen Klarheit, die hier am Werk gewesen. Verblüfft stand sie davor.

Auf einem der einladenden Pulte öffnete sie endlich ihre Briefe. Es waren zehn. Dann eilte sie hinaus auf die Straße, mit fiebernder Hast die erste Adresse suchend. Sie fragte ein paarmal, ging fehl; kam nochmals zurück zu Madison Avenue und fand, daß sie sich im Kreis bewegt hatte. Endlich war sie in der richtigen Straße, vor der richtigen Nummer.

„Ja, ja,“ sagte der Starter, „das ist das Monadnock Gebäude.“

Seltsamer Name: Monadnock — — sie stolperte, sie stürzte darüber. Er flang, als käme er geradeswegs aus einer Indianergeschichte. Der Starter, ein smarter, junger Kerl in

dunkler Uniform mit Goldknöpfen, stand vor der langen Reihe von Lifts wie ein Feldherr. In kurzen Abständen stieg er einen unartikulierten Laut aus, der dem am Steuer des Lifts hängenden Neger das Zeichen zur Auf Fahrt war. Er strahlte Wichtigkeit aus, denn Ordnung hing hier von ihm ab. Und Ordnung war notwendig. Menschen strömten ein und aus wie in einer Eisenbahnhalle, alle mit den festen Schritten und den frischen Augen jener, die wissen, was sie wollen und wohin sie wollen. Niemand verweilte, niemand trödelte; niemand fiel auf die Nase, weil er den Mond suchte. Ein Auf- und Abflutzen, rhythmisch, voll Zucht, als ging es nach dem Takt einer unhörbaren Musik, die irgendwo hinter kahlen Marmorwänden entsprang.

„Nein, nicht diesen Wagen, der geht nur bis zum fünfzehnten Stock. Nehmen Sie den Express hier, Sie wollen ja in den achtzehnten, nicht?“

Ursula sah auf das Briefblatt in ihrer Hand: Melden Sie sich bei Tür 182 — stand darauf. Sie wollte es dem Starter zeigen, aber schon stand sie im Car, die Tür klappte zu und der Wagen begann hinaufzuflitzen. Ursula schloß die Augen. Der Lift flog in die Höhe, ohne zu halten, flog, als wollte er heute noch den Himmel stürmen. Ursula schwindelte. Sägte man ihr nicht den Boden unter den Füßen weg? Sie wäre gefallen, wenn fünfzehn dicht nebeneinander stehende Personen ihr dazu Platz gelassen hätten. Dann ein Ruck und halt! Der fünfzehnte Stock.

Am achtzehnten stieg Ursula aus und drückte die Klinke auf Nummer 182, nicht ohne sich vorher das Sprüchlein zu wiederholen, das sie dort aussagen würde.

Drei Minuten später stand sie wieder in dem riesigen Flur unten. Ein infames Lächeln war das gewesen — —

Nein, es waren nicht mehr als drei Minuten, Ursula sah auf die Uhr und überzeugte sich, daß es nicht mehr Zeit gewesen sein konnte, die sie zur Auf- und Abfahrt und zu der dazwischenliegenden Nachfrage im Büro auf Nummer 182 gebraucht hatte.

Ein infames Lächeln; ein einziges, kaum merkliches Hin-



Herbstlicher Buchenwald. Gemälde von Prof. Peter Paul Müller.

aufziehen zweier hübscher Mundwinkel, die zwei karmoisinrote Lippen im Raum hielten.

Jetzt erst, da sie daran dachte, begannen Ursula die Wangen zu brennen, als hätte sie eine Maulschelle bekommen. Sie überlegte nochmals das, was geschehen war. Hinter der Tür auf Nummer 182 war ein junges Geschöpf in einem bananengelben Seidenkleid auf sie zugeschwebt, von dessen Schultern zwei Flügel über hüftenlose Schlankheit niedersaßen; an hellen Seidenschuhen große schillernde Straßenschnallen; das Haar gelb, in schmiegsamen Wellen um den Kopf gelegt; die Wimpern seidenlang und wie die Brauen nachgedunkelt, die Augen klar wie Glas. Lächelnd fragte sie nach Ursulas Begehrten, und es lag soviel ladyhafte Sicherheit in ihrer anziehenden Erscheinung, daß Ursula meinte, sie stünde einer Dame von Welt gegenüber. Sie hätte nie geglaubt, daß dies ein achtzehnjähriges Mädchen war, das ein Vokabularium von etwa dreihundert Worten besaß, für chinesische Restaurants dritter Güte schwärzte und Austria von Australia bestimmt nicht unterscheiden konnte, weil es weder von dem einen noch von dem andern je gehört hatte. Das Mädchen warf einen Blick auf den Brief, hörte Ursulas nicht ganz flüssig vorgetragenes Sprüchlein, gab ihr den Brief zurück und sah Ursula wieder an. Aber diesmal anders, diesmal mit jenem kleinen schnöden Lächeln, das Ursula aus dem Büro und wieder hinuntertrieb.

„Fanden Sie 182? Ja, war es recht?“ fragte sie der Starter.

Ursula hörte ihn nicht. Sie dachte nach über das, was das Mädchen gesagt hatte: „Wir suchen energische Damen zum Verkauf von Aktien unserer Gesellschaft. Ich glaube nicht, daß Sie sich dazu eignen.“

Schließlich, hatte sie nicht am Ende recht, würde sie sich dazu eignen, Aktien verkaufen? Es konnte Geld einbringen. Freilich, wie — — Aber warum wies man sie von vornherein gleich ab? Der Brief war so liebenswürdig gewesen; deshalb hatte sie ihn vor allen zuerst an die Reihe genommen. Im Brief hatte nichts von Aktien verkaufen gestanden. Aber solche Worte standen da, die ihr, man konnte sagen, aus dem Munde genommen waren; es war gerade das, was sie wollte. Ursula glättete das in ihrer Hand zusammengedrückte Blatt und las nochmals.

„Sie haben natürlich eine Beschäftigung; aber Sie sind nicht zufrieden damit. Das ist erklärlich, denn Sie sind tüchtig und ehrgeizig und haben das Zeug in sich, Geld zu machen. Deshalb sind Sie mit einem bloßen Gehalt nicht zufrieden. Carnegie wäre nie der Stahlkönig geworden, hätte er nicht schon in früher Jugend beschlossen, kein Lohn-, kein Gehaltmann zu sein. Der Gehaltmann arbeitet immer für einen anderen. Arbeiten Sie für sich selbst. Wir werden Sie unterrichten — —“

Ursula zerriss das Blatt in kleine Stückchen. Sie sah auf die Uhr, es war halb vier. Sie hatte keine Zeit an bedauernde, wägende und schwache Gedanken wegzuwerfen. Um fünf Uhr war Schluss in den Betrieben, dann stand für sie das Leben wieder eine Woche still. Eile tat also not.

Draußen auf der Straße stürzte sie sich wieder in die Wellen von Verkehr und Leben. Sie suchte das Sherman Hotel; dort brauchte ein Juwelier eine elegante junge Dame, die mehrere Sprachen spricht. Ursula fühlte, daß dies das Richtige sein würde. Mit Steinen zu tun haben und Käufern, die schönen Schmuck prüfen, sorgsam wählen und hohe Geldbeträge auf den gläsernen Ladentisch legen — das könnte ganz interessant werden. Und sicher würde es gut bezahlt werden, denn eine Dame, die elegant und jung ist, und mehrere Sprachen spricht, mit einem Wort Charme hat, der wird man ihren Preis bezahlen.

Es war nicht leicht, in dem Wirral neuer Straßennamen sich zurechtzufinden; La Salle und Washington Street, Clark und Adams, Monroe und Randolph, Jackson und Van Buren; lauter Namen aus des Landes zweihunderfünfzigjähriger Vergangenheit, die das Stadtbild als Erinnerung, als Auszschmückung und Aufmunterung zur Größe durchdringen sollen.

In der Sherman Hotelhall ging es zu wie auf der Börse: Männer eilten hin und her, standen in Gruppen sprechend beisammen; lungen in tiefen Fauteuils; dazwischen standen Palmen so natürlich, als würden sie aus dem Boden. Hübsche kleine Klinglungen in goldbeklöpften Pagenkostümen flitzten mit Botischen hin und her so frisch-fröhlich, als wäre Arbeit Kindervergnügen; Männer, nichts als Männer! Keiner sah Ursula an, keiner ihr nach. Daran war

sie nicht gewöhnt. Niemand fragte sie, was sie wünschte; kein Portier und kein Direktor, näherte sich dienernd.

Ursula begab sich zu einem der zehn Sprechapparate, die neben dem Hotelbüro für den Hausgebrauch hingen. Wieder einmal verstand sie kein Wort, das vom andern Ende des Drahtes kam. Der Boden wogte ihr unter den Füßen wie Meeresswellen, und sie klammerte sich an das Hörrohr wie an eine Rettungsplankte.

„Ja, ja, Tom, old Tom, wir haben es gemacht. Fünfundzwanzig, es bleibt dabei, wir kommen heut in der ollen Bude zusammen und machen es fix,“ johlte es am Apparat nebenan. Und rechts von ihr nässte eine Frauenstimme: „So komm doch herunter, ich habe es satt, allein in Chicago herumzulaufen. Wenn du nicht gleich kommst — —“

Ursula wartete die Drohung nicht ab, sie hing an. Sie wußte nicht, was man ihr von oben mitgeteilt hatte, aber sie ging jedenfalls hinauf in das bezeichnete Zimmer. Dort empfing sie eine schöne, nicht mehr ganz junge Dame mit abgeschliffenen Manieren, gekleidet in ärmellosen, opalen schimmernden Crêpe Georgette.

Mme. Noemi war geborene Französin, was ihrem fließenden und korrekten Englisch nur noch an der gutturalen Aussprache der R's anzumerken war. Es war offenbar, daß ihr Ursula gefiel. Aber leider durfte es nichts sein mit der Stellung, denn sie bezweifelte, daß Ursula so fließend sprechen könne, wie Herr de Jong es mit Recht verlangen müsse. Herr de Jong brauchte für seinen Juwelierladen im St. Francis Hotel in San Francisco noch eine Dame zum Verkauf. Man rechnete dort nur mit einem sehr zahlungskräftigen, aber anspruchsvollen und zum Teile auch internationalen Publikum, so daß die Dame mindestens noch Französisch sprechen müsse.

„Ah so,“ sagte Ursula, „es ist für San Francisco.“

„Nun, da hätten Sie doch gewiß nichts dagegen,“ lächelte die andere, „Frisco ist ja viel schöner. Chicago ist fürchterlich brutal und unerzogen und dieses Hotel die reinste Bauernmesse. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß es Ihnen gefallen würde. Herr de Jong zahlt sehr gut und außerdem — —“

Mme. Noemi brach ab mit einem Blick auf Ursula, die nicht ahnte, wie ahnungslos sie in diesem Moment aussah. Dann fuhr sie fort: „Aber sehen Sie, ich glaube eben nicht, daß Sie es können. Sie haben Möglichkeiten, nur müßten Sie ins richtige Fahrwasser kommen. Lernen Sie stenographieren und Maschinenschreiben,“ wieder sah sie Ursula wägend wie eine Ware an, „Sie sind aufgeweckt und intelligent. Hier schreibe ich Ihnen die Adresse einer guten Schule für Abendunterricht auf. So. Maschinenschreiberin ist das Beste für Sie, das bringt Sie in Kontakt mit — mit Menschen, die Ihnen helfen können,“ sie hatte ein scharmantes Lächeln, diese Noemi, „und lassen Sie den Kopf nicht hängen; Sie werden Ihr Glück machen.“

Freudlich reichte sie ihr den Zettel mit der Adresse der Schule, und Ursula stand auf.

Mit zitternden Händen suchte sie unten in der Hall den nächsten Brief heraus. Nur nicht mit Nachdenken und Bedauern die Zeit verlieren!

Zum Glück war Mr. Guy Crumb nicht weit. Sein Brief sagte nicht, was für ein Geschäft er hatte, noch was er eigentlich brauchte. In seinem Büro war ein Spiegel so angebracht, daß der Chef die im Vorzimmer Wartenden durch die offene Tür hindurch in seinem Glase sehen mußte. In dem überhitzten Raum arbeitete er in einem pastellblauen Seidenhemd, das wie eine Bluse in der Taille mit einem schmalen schwarzen Ledergurt zusammengehalten war. Als Ursula gemeldet wurde, zog er nach einem Blick in den Spiegel seinen Rock an und bedeutete seiner Stenographin, sie hereinzu führen.

Er war der Typ des Mittelwesterners, groß, breitschultrig mit starken, ringlosen Händen, dunkelbraunen Halbschuhen, die immer glänzten, cremefarbenen Socken, einem kollernden Lachen, das lose um die Augen saß, und einem Mund, dessen schmale Lippen Schlauheit und Wille zusammenpreßten. Über seinem Schreibtisch hing eine Tafel, darauf stand: „Erfahrung ist nichts wert, wenn du sie nicht für mehr verkaufen kannst, als sie dich kostete.“ Und darunter: „Sei wie eine Briefmarke: Bleib leben, bis du ans Ziel gelangst.“

Er forderte Ursula auf, ihm zu erzählen, wie sie nach Chicago gekommen war. Als er hörte, daß sie Baronin sei, horchte er auf und lehnte sich über dem Tisch ihr zu, wie um sie näher zu betrachten. Ob das mehr oder weniger als Gräfin sei: ob sie singe und Klavier spiele; ob sie Verwandte hier habe; ob sie ein paar Abendkleider besitze.

Nein, von Abendkleidern besäße sie nichts mehr, nicht ein einziges.

Nebensache, Nebensache, meinte er, die seien bald gefaust. Maschinen schreiben wollte sie lernen? Lächerlich. „Werfen Sie diesen Scharlatans nicht Ihr gutes Geld in den Rachen. Wissen Sie, was meine Steno da draußen verdient? Sie ist schnell, verlässlich, gefügig, allein im Büro. Sie hat fünfundzwanzig Dollar die Woche. Rechnen Sie nach, was Ihnen nach Abzug von Wohnung und Kost davon übrig bleibt.“

Ursula riß sich hochmütig zusammen: „Natürlich kann ich nicht mit fünfundzwanzig Dollar leben; ich habe ja auch Anspruch auf mehr als dieses Mädchen da draußen.“

„Gemach, gemach,“ lachte Mr. Crumb. „Woher kommen Sie eigentlich?“

„Vienna, Austria.“

„Das ist nichts. Aber es macht auch nichts, es kommt nur darauf an, daß Sie foreign, fremd ausschauen. Und Französisch sprechen Sie doch? Ihr drüben sprecht doch immer Französisch. Viel ist nicht notwendig.“

Nachdem er derart das Terrain sondiert, lehnte er sich zurück, schlug die Beine über einander und setzte ihr auseinander, was sie tun könnte.

Sie würde als die berühmte Pariser Sängerin und Klavierspielerin — einen schönen Namen könne sie sich selbst erfinden — von Stadt zu Stadt in den West- und einigen Südstaaten reisen, Mr. Crumbs Menager mit ihr plus einem Klavier und einem seiner neuartigen und ausgezeichneten Grammophones. Sie würde im Konzert auf dem Klavier ein Stück spielen oder singen und das Grammophon würde es aufnehmen und gleich darauf wiedergeben. Er biete ihr achtzig Dollar die Woche an und Bezahlung der Eisenbahnkosten. Hotelauslagen habe sie selbst zu begleichen. Nun, was meine Sie dazu?

Ursula hatte sich zu einer Meinung noch nicht durchgerungen. Sie sah sich in einem lavendelblauen Abendkleid auf dem Podium stehen und Farmermillionäre, Halbindianer, Neger um sie her, so verschwommen, wie man es etwa auf einem zu nahe befindlichen Ölgemälde sieht. Sie wußte nur zwei Dinge: Daß sie nicht aus Paris und keine berühmte Künstlerin sei, und sie sagte dies Mr. Crumb.

Nun wurde der aber ungeduldig: „Liebes Kind, lassen Sie das meine Sache sein. Ich habe Ihnen schon gesagt, Vienna ist nichts, damit locken Sie in Texas und Oklahoma keinen Hund vom Ofen. Ich brauche aber Leute in meinem Saal; denn mich kostet die Expedition Geld. Da ist Paris das einzige Mögliche. Sie sind ein ganz patentes Baby, aber Sie müssen sich noch verschiedene Motten aus dem Zopf staubeln. Was die berühmte Künstlerin betrifft — so werden wir eine Probe abhalten —“ Er sah auf seine Uhr — „es ist

jetzt gleich fünf Uhr. Ich habe einen Mann bestellt, den ich nicht warten lassen will. Können Sie mich in einer Stunde wieder anrufen?“

Ja, sie konnte, sie würde.

Unten suchte Ursula nach einem Kaffeehaus, um sich in einem Winkel mit einer Tasse Mokka ein wenig zu sammeln.

Aber Ursula fand kein Kaffeehaus, denn es gibt keins in Chicago; der Amerikaner wußte nicht, was er mit einem Kaffeehaus anfangen solle. Niemand hatte ihr gesagt, daß sie ruhig in eines der vielen Hotels hätte treten können, um sich dort in einem bequemen Fauteuil auszuruhen, oder in das hübsche Haus der Young Women Christian Association, von dem kostenloser Stellenvermittlungsbüro ihr Mlle. Noemi leicht hätte sagen können, wenn sie nicht so sehr von der Ansicht durchdrungen gewesen wäre, daß eine so korrekt bescheidene und überraschungslose Atmosphäre für Ursula nicht der richtige Start sei.

Punkt sechs Uhr klingelte sie Mr. Crumb von einer Drogerie an. Er war nicht da und ließ ihr durch die Stenographin sagen, daß sie um zehn Uhr kommen möge.

„Aber,“ sagte Ursula, „um zehn Uhr bestellt man doch keine Dame ins Büro.“

„Wie meinen Sie?“ fragte dort die Stenographin: „Um zehn Uhr. Ja, heut abend.“

Ursula ließ das Hörrohr sinken und damit die achtzig Dollar wöchentlich, Freiheit, Fahrten auf Pullman-Cars und die Vorbeeren einer Reklamesängerin. Der Klick, mit dem sie den Apparat aufhing, dröhnte ihr in den Ohren wie das Zuhauen einer Tür, einer Tür ins Freie. Aber konnte sie um zehn Uhr zu einem fremden Herrn hinaufgehen — — der vielleicht in dem Bürogebäude um diese Stunde ganz allein war — — konnte sie das? Nein, sie konnte nicht und es war dem gegenüber ganz gleichgültig, ob Großes oder Kleines oder Alles davon abhing. Denn —

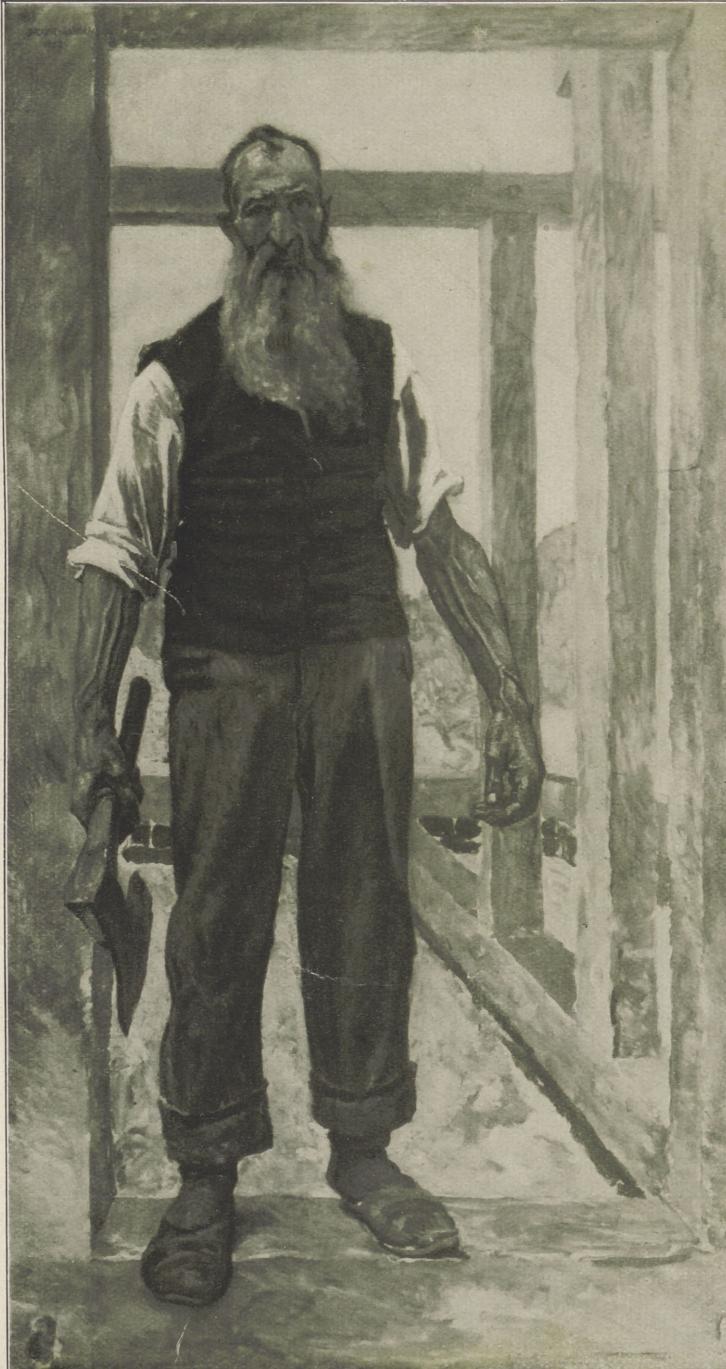
Nein, es war wirklich nicht notwendig, daß Mr. Crumb einen Hintergedanken hatte. Wirklich nicht. Trotzdem —

Vielleicht war es die größte Dummheit, nicht hinzugehen?

Schließlich, bis zehn Uhr waren noch vier Stunden. Sie hatte Zeit zum Überlegen. Ja, gewiß, sie hatte sich ja den Weg noch nicht abgeschnitten. Ihr gesunkener Mut hob sich wieder, und Dollars, Pullman und Vorbeeren gaukelten wieder in ihrem Gesichtskreis.

Indes würde sie bei Olginsky & Co. vorsprechen.

Sie traf Mr. Olginsky gerade im Fortgehen, in einem Büro, dessen Wände fast nur aus Glasscheiben bestanden. Es schien überhaupt, als ob das ganze Gebäude aus Glas und einem auf Dauerfestigkeit bearbeiteten Holz gemacht wäre, das aussah wie Metall. Das gab seinen großen Räumen



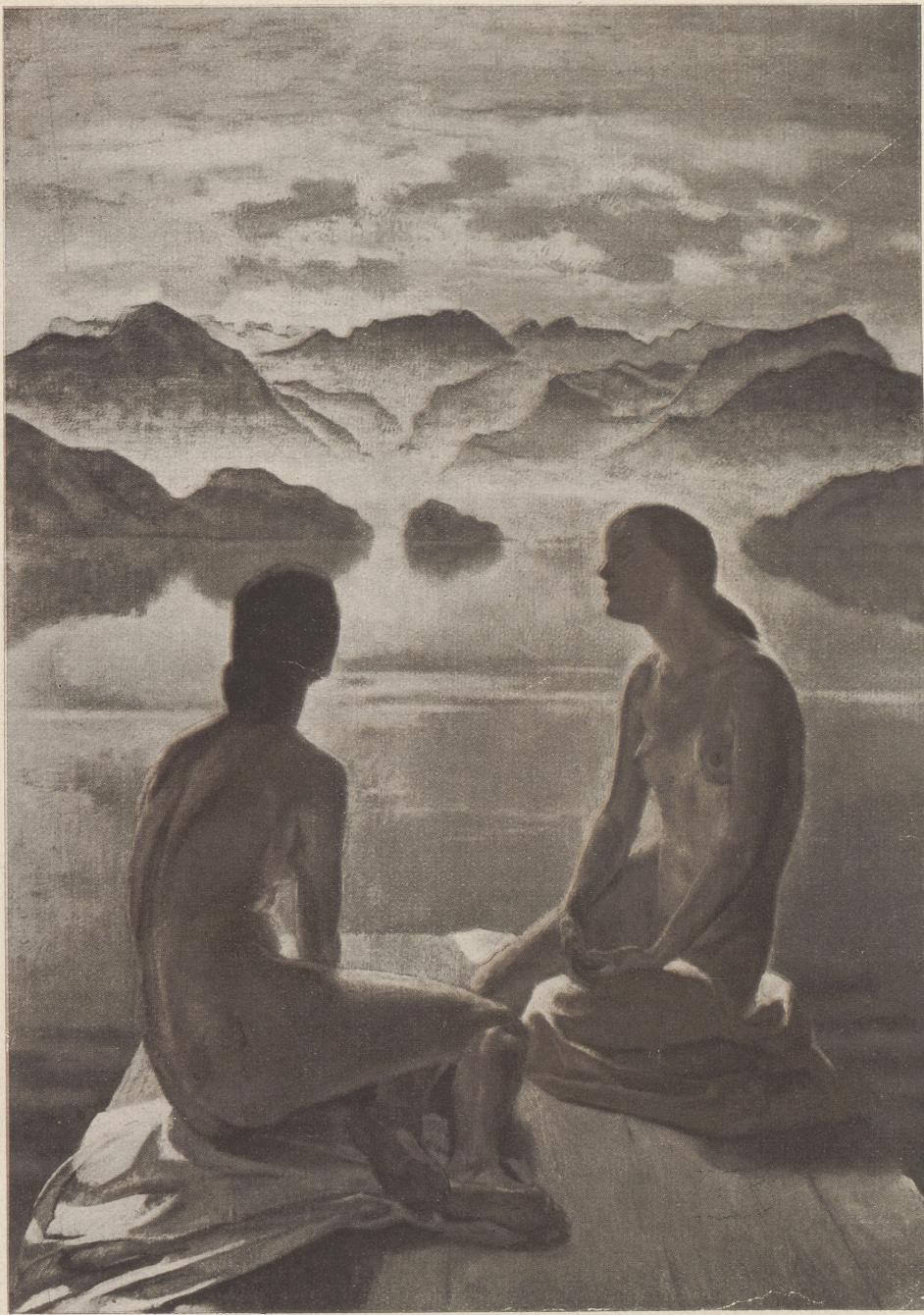
Ein Zimmermann. Studie von Prof. Karl Joh. Becker-Gundahl.

etwas köstlich Helles und Schwebendes, als gäbe es darin nie staubige, kleinliche, seelenfressende Routine. Als Mr. Olginsky durch ihre Leere — es war schon nach Geschäftsschluß — Ursula zum Lift zurückführte, hallten ihre Schritte wie in einer taghell beleuchteten Kristallhöhle. Außer dem Chef war nur noch der Liftboy da und der wartete bloß darauf, das Haus zu sperren zu dürfen und Olginsky & Co. für den Rest des Tages zu vergessen.

Ja, es war kaum zu glauben, der kleine Mr. Olginsky, der, vorhin beim Händewaschen überrascht, verlegen lächelnd

zu besprechen und sich, wenn sie Zeit habe, gleich die Kinder anzusehen, ohne Bedenken anzunehmen. Erst jetzt fielen ihr Mrs. Hollenders Warnungen ein, aber ein Blick auf das häßliche Gesicht des Polen beruhigte sie. Darüber war jetzt Güte hingebreitet wie ein schimmernder Schleier; denn er sprach von seinen Kindern.

Daß er blutarm, schmutzig und des Schreibens unkundig aus Podwoloczyska vor fünfunddreißig Jahren nach New York gekommen war und nun als ehemaliger Schneiderlehrling sich von einem Wikingerfürsten bedienen ließ, tat er mit einem



Bergsee. Gemälde von Karl Schlageter.

gesagt hatte: „Man wird so schmutzig in Chicago, so schrecklich schmutzig, weil sie lauter Braunkohlen brennen —“ und ihr dann eine Hand aus einer etwas zerfransten Manschette gereicht hatte, dieser Herr Olginsky war der Chef eines Mammuthauses. Tausende von Männeranzügen wurden hier täglich geschnitten. Nach Westen, nach Süden und bis Mexiko hinein gingen sie, wie Mr. Olginsky Ursula mitteilte, nachdem er sie in eine herrliche vor der Tür diskret schnaubende Limusine gesetzt hatte. Der Chauffeur sah aus wie ein Wikingerfürst in einem Waschbärpelz, aber als er den Wagenschlag hielt, bemerkte Ursula, daß er den Mund eines Spitzbuben hatte, und sie dachte, daß es gut sein müsse, bei Mr. Olginsky zu dienen.

Sie hatte nicht einen Moment gezögert, Mr. Olginskys Aufforderung, die Bedingungen ihrer Stellung auf der Fahrt Nr. 5

Satz ab, als schämte er sich des Aufstieges mehr als der Abkunft. Als Ursula beim Worte Podwoloczyska meinte, da seien sie ja eigentlich einmal Landsleute gewesen, wurde er fast verlegen und sah sie von der Seite an, als sei es ihm ein unerklärlicher Zufall, wie er hier neben sie in diesen teuren Wagen gelangt war. Aber dann wurde er wieder sicher und beredsam. Seine Kinder! Besonders war es ihm um die Kleine zu tun. Es wäre wohl wahr, daß Little Maizy erst ein Jahr alt war und man mit Französisch und Bildung gewöhnlich nicht so früh anfange, trotzdem sei es seine Überzeugung, daß man in Wirklichkeit nie früh genug damit anfangen könne und daß das Kind vom ersten Moment an, da es das Leben um sich her aufzufassen beginne, nur das Allerbeste und Feinste zu sehen und zu hören bekommen müßte. Deshalb wolle er mit den zwar tüchtigen, aber ungebildeten Nursen

aufzräumen. „Sie wissen es ja, es kommt da oft auf eine Kleinigkeit an. Maizy soll nichts als nur das Richtigste und Schönste hören, sehen und einatmen. Daher soll sie schon jetzt eine wirkliche Dame um sich haben. Deshalb habe ich mir erlaubt, an Sie zu schreiben, obwohl ich ja natürlich weiß, daß eine Dame von Ihrer Herkunft nicht zu kleinen Kindern geht. Vielleicht könnten Sie diesmal eine Ausnahme machen, Sie sollen es schon nicht bereuen. Wir wohnen jetzt hier im Hyde Park Hotel und in drei Wochen fährt meine Familie auf unser Gut in Kalifornien. Im Sommer sind wir immer in Kanada, wo ich einen Ranch habe und nächstes Jahr wollen wir nach Europa mit den Kindern.“

Ursula saß in die Ecke des Wagens gelehnt, den Kopf auf die Hand gestützt und hörte zu, als ginge sie das alles nichts an. Warteten nicht die Farmer-Millionäre und Ölbarone auf sie in Texas und Oklahoma, in Missouri und Nebraska? Und da sollte sie sich anwerben lassen von diesem lächerlichen Schneider? Wahrhaftig, sie hatte das nicht notwendig. Sie hatte ja die Wahl. Wie herrlich, wenn man nicht mußte! — Sie streckte sich in die Höhe; die prachtvollen Federn unter ihrem Körper, die den Wagen wie eine Gondel auf ruhigen Wassern dahingleiten ließen, flößten ihr jenes Selbstbewußtsein ein, das uns abgeglichenen und veredelten Dingen verleihen, wenn sie statt rauher und gewöhnlicher unsere tägliche Umgebung bilden.

„Sie sollen Ihren Preis nennen, Miß, mir ist es ganz gleich, was ich Ihnen zahle. Ich weiß, Kultur sich anzueignen, kostet Geld und meine Kinder sollen davon haben, soviel es gibt. Ich achte Bildung hoch, glauben Sie mir, Sie sollen es so gut haben, wie Sie es nur wünschen können —“

Je mehr er fühlte, wie Ursula sich über seinen Vorschlag hinaushob, desto kostbarer wurde sie für ihn. Sie aber dachte: Wenn ich ihm jetzt sage, daß mein Vater General und Baron war, macht er mir einen Hofknicks. Und doch ist der Mann schon fast Amerikaner. Wie merkwürdig: Das Land hat auch ihn umgegossen; er hat Podwolocyska definitiver hinter sich als es ihm je drüben gelungen wäre. Aber fünfunddreißig Jahre ist er hier und macht doch noch Fehler beim Sprechen! Wie kam es, daß er trotzdem ein reicher Mann werden konnte, während man mir verwehrt hat, Aktien zu verkaufen. Und heute Mlle. Noemi — —

Sie riß den Blick vom Fenster weg auf ihn, der sie fast fühlend ansah und sagte: „Ja, woher wissen Sie denn, daß ich alles das besitze, was Sie für Ihre Tochter wünschen?“

Da flog über sein Gesicht ein so verschlagenes Lächeln, daß Ursula zum erstenmal sein Reichwerden verstand. Aber in seiner Antwort war dieselbe Bescheidenheit: „Wir, die wir Geld machen müssen, sind gute Menschenkenner, verehrte Miß, sonst vermöchten wir's nicht. Wenn Sie auch wollten, könnten Sie mir nichts vormachen, aber Sie wollen dies weder, noch haben Sie es notwendig. Ohne, daß Sie es mir sagen, weiß ich zum Beispiel, daß Ihr Herr Vater —“ er sagte, „Herr Vater“ — „ein hoher Regierungsbeamter oder Offizier war.“

Ursula fand es nicht für notwendig, seine Vermutung zu bestätigen. Sie sah wieder zum Fenster hinaus. Sie fuhren jetzt über schön geschwungene Boulevards, an denen nicht Villen wie im Eichenpark standen, sondern Wohnzinshäuser und Hotels, wie sie auch eine europäische Stadt hat. Keine europäische Stadt aber stellt sie mit einer so grandiosen Geste auf die Erde, damit sie sie trüge wie eine Krone, nicht bloß wie eine häßliche Fessel.

Als man vor dem Hyde Park Hotel ausstieg, hätte Ursula sich am liebsten für die Fahrt bedankt und wäre gegangen. Sollte sie jetzt geschmeidig-dienend vorgeben, dem Kind eines unmöglichen Vaters Dienerin-Schützengel sein zu wollen? Es war zu lächerlich.

Hyde Park Hotel war wie der Traum eines Pramaners, der mit einiger Phantasie Tausendundeine Nacht gelesen hat. Eine Hall wie das riesige Innere eines Zeltes, in dem ein siegreicher Satrap Palmen, Perserteppiche, betreifte Mammuten und juwelengeschmückte Frauen zu seiner Erbauung ansammelt. „Ewig schade,“ dachte Ursula, „daß man hier zuviel Geld hat.“

Vielleicht ahnte Olginsky dies, ahnte, daß zuviel Geld gleich zuviel Macht den Blick für das Maß verwirrt; daher seine Bescheidenheit, mit der er sich vor der Maßlosigkeit zu schützen suchte; daher sein heißes Streben nach Bügel und Inhalt der Kultur.

Die Kinder, Maizy und ein vierjähriges Mädchen, saßen mit der Nurse in einer winzigen, weißen Küche, einem Spielzeug von einer Küche; denn es war der Vorzug dieses Hotels,

dass es seinen Gästen auch das Kochen erlaubte. Mr. Olginsky strahlte. Mrs. Olginsky warf aus dem zerknitterten Gesicht einer ganz und gar nicht jungen und wenig hübschen Person einen einzigen schwefelsauren Blick auf Ursula und meinte, sie stimme gar nicht mit Mr. Olginsky überein, darin, daß das Fräulein eine gute Nurse für ihre kleine Tochter sei.

Da warf Ursula den Kopf zurück und lächelte: „Nicht wahr? Ich bin ganz Ihrer Meinung.“

Und Mr. Olginsky vergaß all seinen gesunden Menschenverstand und drängte: „Aber warum nicht, dearest, es ist doch — —“

Mrs. Olginsky stampfte mit dem Fuß, daß ihre hochblonden, kurzgeschnittenen Haare, die schon andere Farben gesehen hatten, empört aufflogen: „Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst mich nicht „dearest“ nennen vor den Leuten. Es ist nicht fein, es ist nicht amerikanisch.“

Er duckte sich, wagte nicht einmal Ursula um Entschuldigung bittend anzusehen. Denn die Mistreß war in Chicago geboren. Unten schüttelte Ursula lachend die mannigfachen Parfüms dieses Palastes der Eitelkeiten aus ihrem Mantel. Brauchte sie Mr. Olginsky? Um zehn Uhr heute abend wird sich für sie der goldene Westen auftun; achtzig Dollar, das war ja nur ein Anfangsgehalt, natürlich nur ein Probegehalt. Wenn sie unentbehrlich ist, wird sie selbst ihr Gehalt diktieren. Sie wird soviel Geld nach Wien schicken können, daß ihre Mutter das Weinen und Klagen für immer aufgeben muß, und sie selbst wird daneben soviel ersparen, daß sie bald als Siegerin zurückkehren kann.

Vor dem Gebäude, in dem Guy Crumb's Büro lag, ging sie noch ein wenig auf und ab; es war erst dreiviertel zehn Uhr, und sie wollte sich einen Plan zurechlegen. Es war wichtig, ihm gleich von Anfang an zu zeigen, daß sie kein Greenhorn sei. Sie blickte in ihren Taschenspiegel; sah sie nicht schon furchtbar müde aus? Nein, eigentlich gar nicht, ihre Augen hatten den dunstigen trunkenen Glanz — Bertrand hatte ihn einst dionysisch genannt — den sie immer bekamen, wenn dem Leben Flügel zu wachsen schienen; wenn Grauheit in Azur sich löste: bei Ritten, bei schönen Sonnenuntergängen, oder wenn sie mit Bertrand Beethoven und Brahms gespielt hatte, er Cello, sie Klavier. Und überhaupt in all jenen ersten süßen Stunden mit Bertrand, da sie noch keine Ahnung hatte — —

Bertrand! Immer noch kam dieser Name nicht anders als mit einem Schmerz in ihr Gedächtnis zurück. Trotzdem es heute schon so lang, lang her war, daß sie diesen Mann geliebt hatte. Hundert Jahre, fünfhundert Jahre.

Komisch. — Nicht einmal vier Jahre war es her, daß sie ihm zum erstenmal begegnet war.

Zehn Uhr! — Ein paar Minuten später zu kommen, sah gut aus. Sie würde noch einmal bis zum Ende des Bloks gehen. Was würde Ma sagen, wenn sie sie jetzt hier sehen könnte, oder Tante Olga; oder Bruder Rolf, der, als der einzige Mann in der Familie, seine sechsundzwanzig Jahre in die Würde des pater familias hüllte? Möchte man sie immerhin romantisch nennen, aber unpraktisch? Achtzig Dollar in der Woche war kein schlechter Anfang.

Sie stand vor dem Aufzug, es war nun schon ein Viertel auf elf — —

Aber sie fuhr nicht hinauf.

Nicht heute, noch ein andermal.

Während sie schon in einer Ecke des Hochbahnwaggons saß, ohne daß sie recht wußte, wie sie da hineingekommen war, zerlossen Ersparnisse und Rosenhaus irgendwo hinter Savannen und Präriegras. Sie sah Guy Crumb starke Hände vor sich und den Blick, mit dem er sich ihr zu über den Tisch gebeugt hatte, als sie ihm sagte, sie habe niemanden hier in Amerika. Sie war nicht hinausgegangen, weil sie sich fürchtete. Also Feigheit! Feigheit!

Oben saß Mr. Crumb in seinem Büro im Gespräch mit einem anderen Herrn. Beide hatten sich in ihren Drehstühlen weit zurückgelehnt und die Füße vor sich auf den Tisch gelegt. In dieser Stellung hatten sie wichtige Dinge besprochen. Jetzt sah Guy Crumb auf die Uhr und strich die Notiz seiner Sekretärin „Wiener Dame um zehn Uhr“ auf seinem Schreibblock durch, während er dachte: „Netter Käfer — aus Vienna? Na, wird nicht weit von Paris sein — sapperlot — schade.“

Mr. Guy Crumb machte eine Achtdrehung mit dem Kopf und spuckte in den drei Meter entfernten Napf.

„Dumme Gans. Hätte Geld machen können.“

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Der genormte Alltag.

Obwohl täglich Millionen Postsachen mit dem Ruf: „Benutzt Din-Formate!“ in die Häuser flattern, bedeutet er für die große Menge der Empfänger noch immer eine Art Kreuzworträtsel, über das man kopfschüttelnd zur Tagesordnung übergeht. „Din“ ist das gesetzlich geschützte Zeichen, das der Deutsche Normen-Ausschuss für seine Typen und

Von Lotte Zielesch.

hinaus zu einer Frage des gesunden Menschenverstandes, zu einer Frage der reibungslosen Organisation des Privatlebens und — will man den Gedanken nur ein wenig weiter verfolgen — zum kulturellen und volkswirtschaftlichen Problem! Denn es geht ja nicht nur um die Zeit und Kraft und Geld von Millionen deutscher Frauen (in den 12 Millionen Hauswirtschaftsbetrieben Deutschlands sind insgesamt 19 Millionen Frauen beschäftigt) — es geht ja auch um Zeit und Kraft der herstellenden Arbeitskräfte und um das in ihrer Arbeitsleistung und dem Material des Fabrikanten steckende Kapital, das in einer Lagerhaltung allzu vieler Typenformen, die sich gegenseitig Konkurrenz machen, verschwendeterisch Zinsen frisst!

Der Fabrikant ist manchmal an diesen Zuständen schuldlos. Er wird zu seiner kaufmännisch unrationellen Methode durch die Hausfrau gezwungen. Sie will eine „möglichst große Auswahl“ sehen, will den Genuss des Kaufens hemmungslos auskosten, sonst geht sie eben in den anderen Laden. Manchmal wieder hat der Fabrikant Schuld. Herstellung und Belieferung mit genormten Fabrikaten möge ihm Schaden bringen, fürchtet er, da die Konkurrenz ja dann genau dasselbe bringe und leiste wie er selber. Er vergift nur, daß dann auch die Kundenschaft der Konkurrenz bei ihm kaufen wird, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, daß also Nachteile und Vorteile einander ausgleichen. Und einer solchen kleinlich-kurzfristigen Beweisführung von Händlern wie Verbraucherseite ist auch die jedem ruhig-sachlichen Denken ins Gesicht schlagende Tatsache zuzuschreiben, daß eine einzige Firma 91 verschiedene Herdplatten liefert. (Die Berliner Herdplatte ist anders als die in Posen, die sich

Eine Auswahl Berliner, Posener u. Bayrischer Herdplatten.

91 verschiedene Typen liefert allein eine Firma.
Wo bleibt die Normung?
TWL-Reihe 77

NDI Frank 1926	Herdplatten mit 3 Kochlöchern	TWL 10844
----------------------	-------------------------------	--------------

Formate führt. Es war anfangs die Abkürzung für „Deutsche Industrie-Normen“. Seit die deutsche Normung aber das engere Gebiet der Industrie überschritten hat, ist es am treffendsten mit dem Satze „Das ist Norm“ zu übersetzen. Die Standardprodukte des Normenausschusses werden unter Mitwirkung wissenschaftlicher und technischer Berater und im Einverständnis mit Lieferanten- wie Hausfrauenkreisen geschaffen. Es handelt sich also keineswegs um eine Regie vom grünen Tisch aus.

Es ist Tatsache, daß die Hausfrau sich für die technischen Errungenhaften ihrer Zeit oft als letzte interessiert. Das kommt daher, weil sie im Gefüge ihrer vier Wände nicht die mannigfachen Berührungs punkte mit der Außenwelt hat wie der Mann oder die berufstätige Frau. Es ist ihr eigener Schaden. Denn während weite Kreise des Wirtschaftslebens längst die praktischen Vorteile einer Vereinheitlichung auf zahlreichen Arbeitsgebieten erkannt haben und erheblichen Nutzen daraus ziehen, vergeudet sie bei den kleinen Dutzend Gelegenheiten des Alltags Zeit, Nerven, Geld.

Wie oft hat sie schon dankbar die Annehmlichkeit empfunden, daß die neue Glühbirne ohne weiteres in die Lampenfassung paßt, und andererseits erbittert über die Schwierigkeit gestöhnt, eine Schraube, einen Deckel zu einem Küchengerät, eine Nadel für die Nähmaschine sofort und passend zu beschaffen! Die Notwendigkeit, unser Leben vom lästigen Kleinram zu entlasten, erhebt sich über ihre praktische Bedeutung

Normung verbilligt

Fenster und Türen

DIN	Fenster DIN 282	Einfachfenster DIN 278	Doppelfenster DIN 279	Tür DIN 1140
Direkt nicht genormt	7,50 M	19,00 M	35,50 M	40,00 M
für Normen	5,80 M	12,30 M	25,70 M	24,50 M
Ersparnis in M	1,70 M	6,70 M	9,80 M	15,50 M
Ersparnis in %	23%	35%	28%	39%

NDI
1926 Verbilligung durch Normung
Fenster und Türen 126

wieder nachdrücklichst von ihrer bayerischen Artgenossin unterscheidet.) — Dagegen berichtet der Verband der Herrenausstattungsgeschäfte, daß es den gemeinsamen Schöpfungsbemühungen von Fabrikanten und Händlern gelungen sei, für diese Saison statt über 300 Stehkragenmodelle nur noch sechs herauszubringen. Ähnlich unbegründete Vielfältigkeit gab es in der Kofferfabrikation. Man hatte vor der vereinbarten Normung neun Typen von Bügelkoffern von 65 Zentimeter Länge in verschiedenen Breiten und Höhen (womit die Typenzahl noch nicht einmal restlos erschöpft war). Es gab eine zwecklose Skala in Koffereinsätzen, Bügeln, Beschlägen, Handgriffen.

Aber wir sind daran gewöhnt, in allen Dingen persönlichen Bedarfs eine unendliche Fülle der Gesichte vorzufinden, während uns auf anderen Gebieten die Normung als Selbstverständlichkeit in Fleisch und Blut übergegangen ist. Weder lassen wir uns Fahrräder, noch Autos, noch Nähmaschinen nach individuellem Geschmack bauen. Und nur den wirtschaftlich Bevorzugten ist es möglich, sich noch Schuhe nach Maß anzufertigen zu lassen. Wer trägt (früher gab es das) heute nach Maß gearbeitete Handschuhe? Das gleiche gilt für das im „Maß-Salon“ hergestellte Kleid. Dennoch ist gerade dieser Luxus am allerwenigsten angreifbar, denn er betrifft das Allerpersönlichste des Menschen. Kleidung ist Ausdruck des Wesens, der Stimmung, der Geschmackskultur. Aber

Einheitlichkeit
spart
Zeit und Geld

Vor der Normung:
Jede Firma eigene
Deckelgrößen

1 Deckel
für 4 Gläser

DIN

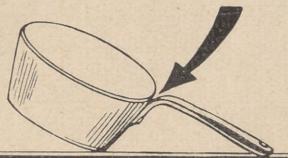
Nach der Normung:
Nur 2 Deckelgrößen
für die ganze Industrie

1 Deckel
für 5 Gläser

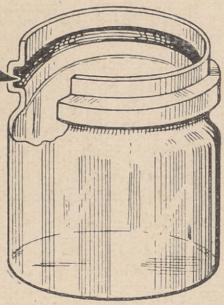
Nach der Normung:
Nur 2 Deckelgrößen
für die ganze Industrie

NDI
Frank
1926 Normung von Einkochgläsern

Schwer zu reinigen



Der Topf, der immer umfällt, weil der Griff zu schwer ist



Speisereste
Können nur schwer entfernt werden

Frank
1927

Unzweckmäßiges Küchengerät

242

Was hat es mit meiner Geschmackskultur oder der Wahrung meines persönlichen Wesens zu tun, wenn meine genormten Aluminiumgeräte in der Küche, Schmortöpfe, Siebe, Schüsseln, Wasserkessel dieselben Ausmaße haben wie die meiner Nachbarinnen? Warum sollte es mich stören, wenn sie die gleichen genormten Fenster und Türen öffnen und schließen wie ich?

Die Befürchtung, alles Genormte müsse als Ausdruck geistiger Verödung, Nüchternheit und als ein Minuszeichen persönlicher Selbständigkeit wirken, ist nicht stichhaltig. Der architektonische Rhythmus in einer Straße alter gieblicher Zunfhäuser in Hamburg, Danzig oder Rothenburg belehrt darüber eines Beseren. Nirgend ist heimelig-traurliche Stimmung sicherer eingefangen als in dieser

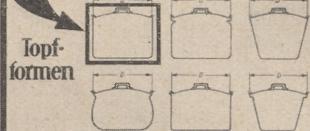
Vorarbeiten zur Normung der Kochtöpfe

DIN Normvorschlag DIN

Genormte Durchmesser:
12 - 14 - 16 - 18 - 20 - 22 - 24 cm

Genormte Inthalte:
10 - 12 - 14 - 16 - 18 - usw. Liter

Diese Topfform wird als Norm vorgeschlagen



Normen
einer
Industrie-
gruppe

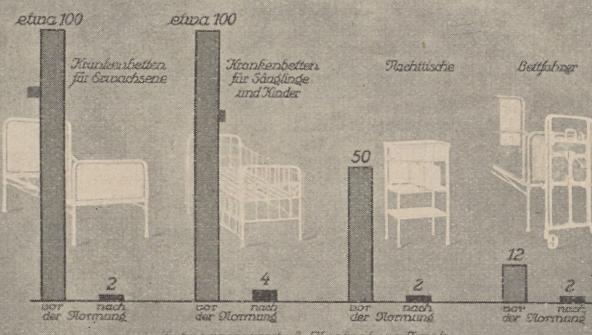


NDI
1926

Normung der Kochtöpfe

„Wiederkehr des Gleichen“. Niemals auch kann ein der reinen Zweckmäßigkeit entwachsener Typus unschön sein, denn er ist unter dem Gesichtspunkt der Auslese des Besten aus der Vielheit der Möglichkeiten entstanden. Er wird auch erst dann zum „Typ“, wenn seine Struktur erprobt und konstruktiv ausgereift ist. Alle Grundformen in Kunst und Kunstgewerbe waren immer nur begrenzt. Die uralte „Normung“ des Ziegelsteines hinderte nicht, daß mit diesem Element der Bautechnik die schönsten und phantastischsten Bauwerke aufgeführt wurden. — Normung ist „die Erfüllung der Gesetze technischer Wahrheit, und daher befriedigen genormte Erzeugnisse die Grundforderungen, die von dem Schönheitsempfinden unserer Tage gestellt werden.“

Normung im Krankenhaus bezweckt weniger Größen und Formen



NDI
1926

Normung der Krankenhausmöbel

761

Goethes Entlein.

Ein Skizzenblatt nach alten Briefen ihrer Familie von Paul Burg.

Wie wenig wissen wir trotz aller ausgedehnten Goetheforschung von jenem lieben kleinen Mädchen Alma, das der greise Dichter am 29. Oktober 1827 froh als jüngsten Gast in seinem großen Hause am Frauenplan zu Weimar begrüßte! Die närrisch phantastische Mutter Ottilie war das Jahr zuvor vom Pferde gestürzt und hatte durch mehrere Wundnähte am Munde ihre ganze Schönheit eingebüßt, auch die Nase war ganz aus der Form gekommen. Der bald stumpfe, bald lärmende Vater August litt schon unter den schlimmen Erscheinungen der Trunksucht, die ihn dann 1830 in Italien auch rasch dahingerafft hat, und als Ottilie sein drittes Kind unter dem Herzen trug, galt all ihr Sehnen schon dem Schotten des Boeux und dem Engländer Sterling. Sehnüchrig, freiheitsdürstend erwartete sie ihr Kind im alten Goetheschen Gartenhaus am Horn und verrechnete sich vor Ungeduld so in dessen Ankunft, daß der Schwiegervater scherzte: „Vor alten Zeiten behauptete man, auf eine so langsame Weise würde sich der Antichrist in die Welt schleichen.“ — Dann endlich konnte er Zelter verkünden: „Dass die Mutter bei ihrer zarten Konstitution mehr als andere zu dulden habe, müssen wir uns teilnehmend gefallen lassen und dürfen es um so eher, als ihr wackerer Charakter auch in diesen unangenehmen Zuständen treulich wirksam ist.“ — „Das schöne Kind geht!“ Und nach 14 Tagen an Adele



Goethes Entlein, Alma von Goethe.
Ausschnitt aus dem Gemälde von
Luise Seidler.

Scopenhauer: „Ottilie ist ganz eigentlich von und an diesem Kinde genesen. Ein schönes Mädchen, willkommen Vater und Mutter sowie Großvater und Brüder, vom ersten Augenblitc herausgeputzt mit auserwähltem Schmuck, an ausländische sowie inländische Freunde wundersam innernd, so daß man ein artiges Naturwunder, dergleichen schon geweissagt, vor sich zu sehen glaubt.“ — Am 2. Dezember, einem hellen Sonntag, war im Saale des Goethehauses zeremoniöse Taufe durch den Weimarschen Generalsuperintendenten Dr. Röhr. Der berühmte Großvater, der die Namen Alma Sedina Henriette Kornelia bestimmt hatte, führte das erste der sechs Taufpatenpaare mit der Frau Oberhofmeisterin von Bogwisch an. Auch ein alter, in Weimar ansässiger Engländer war mit unter den Paten, und einer wurde als solcher eingeschrieben: Charles des Boeux. Vater und Sohn standen in Hofuniform, ohne Hut und Degen, bei der Wöchnerin mit dem Kinde im spitzengezieren Steckfressen. Die kleinen Brüder Walter und Wolfgang lehnten der Mutter am Knie. Das Fest dauerte zwei Tage. — Die kleine Alma gedieh und zähnte in der Obhut ihrer Tante Ulrike, während die Mutter viel auf Reisen war und ihr Herz erfüllt von den Engländern. So blieb es auch nach August Goethes Tode und vollends nach dem am 22. März 1832 erfolgten Hinscheiden des Großen von Weimar, der

zuletzt nur noch mit Wehmut und Mitleid auf seine Enkel geblükt hatte. Knapp acht Wochen, nachdem sich das Tor der Fürstengruft hinter seinem Sarge geschlossen hatte, traf Ottolie in Mainz ihren geliebten Sterling, zwei Jahre später gebaute sie ihm in Wien eine Tochter, die aber bald starb, wurde sie die Geliebte des Wiener Krankenhausarztes Dr. Romeo Seligmann und kehrte nur noch besuchswise ins Goethehaus nach Weimar zurück. Alma erwuchs bei der „Omama“. Einmal schreibt die Mutter von ihr: „Alma fängt an, etwas artiger werden, so daß ich, da sie zumal mit einem großen Strümpf bewaffnet erscheint, doch sorgte, mit ihr nicht zuviel Schande einzulegen.“ Ein andermal erinnert sich die ewig reisefrohe Mutter in Nürnberg, das „Gänsemännchen“ dort sei kaum größer als Almas größte Puppe. Sie nimmt das Kind mit nach Leipzig zu längerem Aufenthalt bei dem dort Musik studierenden Goethehnenk Walter, und wir lesen 1839 in einem Briefe Ottiliens an Walter von Goethe: „Alma ist sehr von Deiner Oper begeistert wie wir alle.“

Walter aber schreibt aus Wien im März 1843 an eine Freundin seiner Mutter: „Alma ist ein heiteres, unbefangenes, anmutiges, sehr kluges Wesen, wird nächstens eingesegnet und ist im Äuferen ganz formiert, im Innern aber, Gott sei gepriesen, noch in dem liebenswürdigen Stadium der Naivität. In den letzten Wochen war sie leider recht unwohl, denn die Todesnachricht unserer guten Urgroßmutter, die uns alle sehr überrascht, hatte auf ihre nicht sehr starken Nerven gar zu heftig gewirkt; jetzt ist Signorina Alma aber wieder ganz munter und frisch.“

Im November aber schreibt die Mutter so ganz anders an Walter: „Was aus Eurer Art noch werden soll, weiß ich nicht, fühle mich aber von dem Unglück, was Du und Dein Bruder seit Jahren auf mein Herz gelegt, erdrückt. Nun kam noch der lezte Tropfen in dem Briefe von Almas Hand, die sich mit dem sorglosesten Leichtsinn von mir trennen will, um Hoffräulein zu werden. Ich habe immer gesagt: nur Alma muß mich noch kränken, dann betrachte ich alles vollgefüllt und das Leben an Schmerz für mich beschlossen und mag dann nach Hause gehen.“

Aus den tausenden jubelnden und jammernden Briefen Ottiliens, die das Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar unveröffentlicht, ja großenteils noch ungeordnet zusammengetragen hat und aufbewahrt, konnte ich in wochenlangem Suchen Almas hier erwähnten Brief an die Mutter nicht finden, worin sie wohl schrieb, daß die Großfürstin Paulowna sie liebgewonnen habe und zu ihrem Hoffräulein machen wolle. In einem anderen, viele Seiten langen und recht hingeschmierten Schreiben an Walter erwähnt aber die Mutter, daß ein neuerlicher Brief von Alma nicht ein Wort der „Hoffräuleingeschichte“ enthalte, „so daß ich glauben muß: das war nur so ein Gedanke“.

Ich fand aber einen Brief von Almas graziöser Handschrift — links oben am Bogen ein grünes A in Blumen:

„Lieber Romeo!

Meinen herzlichsten Glückwunsch zu Ihrem Geburtstag, leider werden Sie die Kleinigkeit, die ich für Sie mache, erst bekommen, wenn ich nach Wien komme, was nun aber doch Mitte August geschehen wird. In 14 Tagen gehen wir nach Quellendorf und Berlin, worauf ich mich schon freue. Morgen gehe ich nach Berka auf 4 Tage, weswegen ich der Mama nicht eher schreiben werde als ich wieder hier bin.

Was macht denn Philipinchen? Auf das Dianabad freue ich mich sehr, denn ich werde es sehr frequentieren, da es hier fast unmöglich ist, Fußbäder zu nehmen, nicht etwa weil wir keinen Fluß hätten — oh nein, soviel Kenntnisse treue ich Ihnen doch zu, daß Sie wissen, daß die Irm sogar reizend ist, aber eben ihr hinreizendes Wesen macht das Baden unmöglich, wenn man nicht Lust zu ertrinken hat.

Für die schönen Anstückchen 1000 Dank, der Herr wird seinen Diener loben, die Kuchen sind gut aufgehoben.

Nun adieu, leben Sie wohl, auf baldiges Wiedersehen.
Ihre Alma.“

Dies kleine, plauderfrohe Fräulein ist dem gestrengen Ruf der Frau Mama nach Wien dann sehr bald gefolgt und schon am 28. September 1844 dort achtzehnjährig am Typhus gestorben. Die Briefe Ottiliens tragen nun Trauerrand. Sie schreibt an Seligmann: „Ich erwartete Alma wie einen Engel, der Hilfe und Klarheit bringen sollte. Sie kam. Sie starb — und mir konnte kein Zweifel bleiben nach dem, was vorgefallen war und ich nicht berühren will. Ich begrub Sie mit ihr — ich wußte: wenn das Mitleid wie eine Glocke ausgetönt hätte in Ihrer Brust, würde die alte Güte hervorbrechen.“

Wie oft habe ich Ihnen verheimlicht, daß, während ich mit Ihnen sprach, immerwährend vor meiner Seele Almas Todeskampf stand. Romeo, meine beiden Töchter deckt das

Grab, ich habe keine mehr zu verlieren, die für mich Ihre Geduld in Anspruch nehmen könnten. Ich wußte, daß ich mit Alma Sie begrub; Sie sind mein drittes Grab in Wien. Ich habe mich bemüht, Ihnen und mir eine Scheinhäuslichkeit zu gründen. Ihnen zur Fessel, was mir ein stilles Glück war. Lebte Alma noch, so wäre es möglich gewesen.“

Ottolie geht wieder auf Reisen, jetzt noch unsterter als je. Und Romeo Seligmann, von dem es heißt, er habe noch zwei Kinder von ihr gehabt und ihr endlos Geld geborgt, ist bald wieder versöhnt. Sie, die einmal zutreffend ausruft: „Unsere ganze Familie ist eine Art Laokoongruppe geworden!“ geht nach Rom und berichtet dem Sohne Walter: „Ich war am Grab Deines Vaters, aber hätte ich es nicht vorausgewußt, so hätte ich es nicht erkannt, wenn ich auch später die Züge herausfand. Der Hauptfehler ist wohl das kleine Auge. Ich trug Rosen hin — die schönste Rose konnte ich nicht zu den Stufen seines Grabs bringen — sie fehlt uns ja.“ Sie bestellt eine Porträtplastik für Almas Grab (die heute auf dem Weimarer Friedhof die Gruft der Goetheschen Enkel zierte) und schreibt: „Die Totenmaske, ich weiß nicht, wo sie ist, ob bei Dir oder in Weimar“ — sie wünscht als Almas Grabmal eine junge, schöne, liegende Gestalt.

In einem Briefe aus Almas Sterbemonat fand ich noch den mütterlichen Rat, daß Alma sich einmal ein Gut kaufen solle. Und aus einem Briefe Wolfgangs, als Alma zehn Jahre alt gewesen war, sprang mir eine Bemerkung entgegen: „Almas Zungenbeissen hat uns recht erschreckt.“ Wer erinnerte sich nicht, daß Goethes Christel, Almas Großmutter, sich sterbend die Zunge durchbiß! Gab es hier atavistische Erscheinungen von Epilepsie? Aber spricht nicht Almas ruhig schöne Schrift das gerade Gegenteil?

1840 schreibt noch ihr in Bonn studierender Bruder Wolfgang an sie: „Haft Du über allen Weimarer Freuden keinen Sinn mehr für einen alten Thüringer? Ich empfehle Dir sehr für Deine Studien zwei Dinge: 1. das Lateinisch, 2. eine zierliche Handschrift, damit Du mir später einmal recht helfen kannst, wenn ich ein recht gelehrter Mann geworden bin und mir Auszüge aus lateinischen Werken schaffen kannst.“

Erschütternd ist der Klagebrief dieses Bruders Wolfgang vom Dienstag, den 8. Okt. 1844 aus Berlin: „Als ob Alma, dem guten Kinde, auf die alle Gesundheit und Frohsinn der ganzen Familie übergegangen schien, irgend etwas das Schicksal anhaben könnte!“

Daz ich nicht in den letzten Wochen wenigstens um sie sein konnte, daß ich nun diese Zeit nicht mit Euch teilen kann, ist mir unendlich peinigend. Ich sehne mich nur, über die gute, glückliche Seele sprechen zu können, um nur die Möglichkeit ihres Scheidens begreifen zu können. Möge nicht der echte gute Geist, der echte Naturfrieden mit ihrer Familie entwischen sein! Ich starre den Gedanken wie eine Mauer an, lasre ihn nicht und versteh ihn nicht. Sie! Gerade sie! Welche Verhügung ist es, daß Seligmann und der treue Walter da waren.

Keine Ahnung, nichts hat in diesen Tagen mich auch nur entsezt. Gott, wie froh bin ich, sie noch einmal gesehen zu haben, und wie herzlich war sie gegen mich!

Also sind die Freuden, der Stolz, den Du auf Deine Kinder haben konntest. Glaube mir, Walter ist nicht der einzige, der Dir Freude und Sorge bringen kann. Auf meinem Leben ruht schwarzer Unseggen. Walters berufliche Eigenschaften, die sich immer so treu bewahren, sind mehr wert als Geist ohne Charakter. Daz ich in dieser Zeit nicht mit Euch sein kann, ist mir schrecklich, auch daz ich in diesem Augenblick von allem fern bin und mir sie dadurch verliere. Immer wieder muß ich Waltern für hassen, um es nur für möglich zu halten. Jeden Augenblick vergißt es die Seele wieder, was ihr so schwer wird zu lernen. Schrecklich ist es, daß ich noch neun Tage nach ihrem Tode so gedanken- und ahnungslos hingegangen bin, da Ihr im tiefsten Leide wart. Unaussprechlich sehne ich mich, Näheres über Eure Trauerzeit zu hören. Oh, daß ich meiner Neigung folgen und gleich zu Euch könnte.

9 Uhr. Heute weiß ich es erst wirklich! Sobald es Euch irgend möglich, schreibt mir von ihr! Alma, unsere gute Alma!

Wenn ich auch oft den Tag hindurch, wenn ich Geist und Körper in widerstreitende Tätigkeit setze, den unersetzlichen Verlust vergesse, so überfällt es mich doppelt und dreifach, wenn ich auch nur den Namen ausspreche und in einer Art von Bewußtsein erwache, und der Gedanke an Alma ist, als wenn ich auf einem Kopfkissen mit Nägeln Ruhe suchen wollte. Ich bitte Dich, wenn Du ihren Ring noch nicht hergestellt, es gleich zu tun, da ich mich sehr danach sehne und tausend× Dir danke. Wenn ich mich erinnere, ist er so, daß ich ihn tragen kann.“

Die Mutter — so verschuldet sie war — plante ein „Alma-Stift“. Es blieb beim Planen; die Akten erweisen nichts. Ich fand in einem Fassifel „Alma“ nur noch einen munteren Brief Almas: „Hier geht es mir sehr gut, denn es gibt immer viel zu tanzen. Ich habe schon 10mal getanzt und gedenke bald das Dutzend voll zu machen — ins neue

Jahr hinein, was will man mehr. Die Erbgroßherzogin (Paulowna) ist ein Engel und zieht sich ganz allerliebst und geschmaußvoll an, zu Weihnachten ein Rosa Creppkleid mit Weilchen und Rosengirlande.“

Ist es nicht, als schriebe Goethes junge Christel, ewig tanzfroh und über Puh und Tand vergnügt? — Nachsinnend über den Zügen der Ahnlin in der frühvollendeten Enkelin, die sich gar so rasch den unfrohen Brüdern von der Seite wegstahl, fand ich noch dies vergilzte Zeitungsblatt:

Edmund Beckmanns Tierplaketten. Von Peter Fries.

Wissen wir noch, was ein Hamster ist? Wir haben ihn alle einmal verachtet oder beneidet, in den halbvergessenen Not- und Hungerjahren der Kriegs- und Nachkriegszeit. Damals ist Beckmanns Hamster-Plakette entstanden. Der Künstler erweist in ihr die Kraft, eine bitterernste Sache mit gut-



mütigem Humor zu behandeln. Dieses kleine Kunstwerk verrät viel von dem Wesen seines Meisters. — Beckmann ist Hamburger. Wir glauben, in seinen Tierplaketten etwas von jenem niederdeutschen Humor wiederzufinden, der den Reineke Fuchs geschaffen hat. In seiner Vaterstadt genoß er auf der Kunstgewerbeschule den ersten Unterricht. Dann ging er nach Dresden auf die Akademie und errang dort — welches Glück! — einen Römpreis, der ihm vier Jahre Italien schenkte. Hier glaubte er, auch wirtschaftlich, festen Boden gewonnen zu haben. Der Krieg raubte ihm, wie so vielen, alles. Er war vier Jahre Soldat. Als er den grauen Rock wieder auszog, hatte er von seinen Besitztümern nichts weiter gerettet als ein Paar Schuhe und einen photographischen Apparat. Es hieß von vorn wieder beginnen. Was ihm vorschwebte, konnte er einstweilen nicht schaffen. Das Bildhauern ist ein teurer Beruf. Für große, monumentale Gebilde, wie er sie träumte, reichte das Geld nicht. Man mußte klein anfangen und auf bessere Tage hoffen.

Vom Krieg war Beckmann auf dieses Feld der Entzagung bereits geführt worden. Er hatte zweimal acht Wochen lang im Lazarett liegen müssen. Um sich die Zeit einer langwierigen Genesung zu vertreiben, hatte er begonnen, Tierplaketten zu schaffen. Er machte sich die Sache auch technisch nicht leicht. Er schnitt sie im Negativ wie die Alten ihre Gemmen. Das erfordert eine starke geistige und technische Zucht. Man muß aus dem Gedächtnis arbeiten. Man muß genau wissen, was man will. Jeder Strich muß sitzen, denn das geringste Versehen zerstört die ganze Arbeit.

Beckmann beherrscht das Tier. Und so klein diese Arbei-

Am 29ten September Mittags um halb zwölf Uhr verschied zu Wien im 17. Lebensjahr unsere geliebte Tochter, Enkelin, Schwester und Nichte

Alma Sedina Henriette Cornelie von Goethe
nach kurzem Krankenlager am Typhus.

Von Schmerz gebeugt zeigen wir diesen unersehblichen Verlust unsern entfernten Verwandten und Freunden an und bitten um stillen Teilnahme.
Wien, Weimar und Berlin 1844.

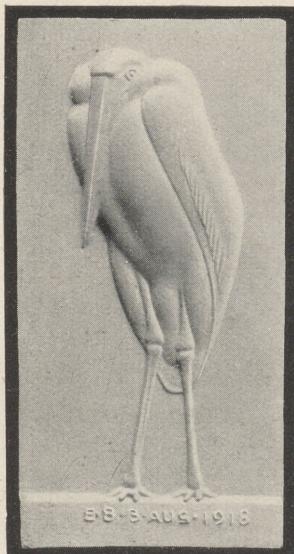


ten sind, so wenig sie nach des Künstlers Ansicht zeigen, was er leisten kann und leisten möchte: sie haben große Form. Man spürt den Bildhauer, der stark und einfach wirkt und sich nicht mit Einzelheiten belastet. Die Beschränkung auf das Wesentliche eint sich hier mit einem anderen Vorzug: Beckmann befolgt genau die Gesetze reliefmäßiger Wirkung. Er stellt die Tiere gern von der Seite gelehnt dar, und auch wo er sie von vorn zeigt, sprengen sie niemals die Fläche, aus der sie herausgearbeitet sind.

Stilgefühl — das ist etwas, aber für den kunstfreundlichen Laien nicht das Wichtigste. Als ein weitbedeutender Vorzug fällt ins Gewicht, daß Beckmann treulich der Natur zu folgen sich bemüht. Er meint von sich, seine Art sei eigentlich wenig pitant, da er nicht zu den „plakatmäßigen Ich-Schreiern“ unserer Zeit gehöre. Aber wir fühlen bald: seine Kunst stammt aus dem Urquell des

Herzens. Er erlebt die Natur mit Innigkeit. Er bemüht sich, ihre unerbittliche Größe, ihre unendlich mannigfaltigen Zusammenhänge zu wahren und zu erkennen. Ihre gesetzmäßige und dennoch freie Bewegung soll auch im Kunstwerk lebendig weiterSchwingen. Technik und Modeschnörkel machen nicht das Wesen der Kunst aus, sondern ihre Verbundenheit mit der Natur. Insbesondere die Technik, die manchem Künstler als das einzige Redenswerte bei seinem Handwerk gilt, soll nach Beckmann so vollkommen und dabei so einfach sein, daß die Person, die sie übt, verschwindet. Je entschlossen er man sich aller äußerer Mittel entäußert, um so mächtiger wirken die inneren Kräfte.

Die Beckmannschen Tierplaketten waren zuerst im Münchner Glaspalast ausgestellt. Sie gewannen sich sofort viele Freunde, denn sie waren ungeziert und sehr echt. Einzelne der Plaketten hat der Künstler zudem auch praktisch verwendet: als Schmuck für Bronzegefäß, die er selber entwirft. Er wohnt in München. Die Luft dort tut ihm wie so manchem Norddeutschen wohl. Man klagt heute viel über den Niedergang der Kunststadt München. Manches Wahre mag daran sein. Aber eine Ausstellung wie die des



Bayerischen Handwerks im verflossenen Sommer hat doch wiederum gezeigt, wie reich das Land und die Stadt an Energien sind, die sich, gestaltet, in künstlerische Leistungen umsetzen. — Einem so soliden, so schlichten, so gewissenhaften Menschen und Meister wie Beckmann tut diese Umwelt wohl. Sie regt ihn an und gibt ihm das schöne und stärkende Gefühl: vom festen Boden einer Überlieferung nach neuen Zielen auszuschwärmen. Vielleicht kann er sich auch einmal in größeren Formen aussprechen.



Der alte Spiegel. Von Max von Boehn.



Silbervergoldeter Handspiegel.
Entwurf von Etienne Delaune. Um 1580.

Wer kann sich die Welt ohne Spiegel vorstellen? Er kann der Menschheit eigentlich niemals gefehlt haben, denn die Natur war ja freundlich genug, ihn im Wasser dem suchenden Auge gebrauchsfertig zu übermitteln. Schön und poetisch, aber nicht gerade bequem und auch nicht immer zur Hand. So hat man sich schon früh nach Ersatz umgesehen. Ein mittelalterlicher Maler sucht ihn bereits im Paradies, er lässt Eva nicht durch einen Apfel in Versuchung geführt werden, sondern durch einen Spiegel, den ihr die Schlange vorhält. Er trautete der Eitelkeit weit mehr als der Nachhaftigkeit.

Uralt ist er gewiß. Man hat Spiegel gefunden, die der älteren Eisenzeit angehören und kennt Metallspiegel, die man in das Jahr 2000 v. Chr. setzen darf. Das älteste Exemplar ist wohl das Plättchen, das sich in einem Pfahlbau des Neuenburger Sees ge-

funden hat. China, das ja auf so manche wichtige Erfindungen Prioritätsansprüche erhebt, hat auch den Spiegel schon früh hergestellt, beinahe 700 Jahre v. Chr. waren dem Reich der Mitte nicht nur Handspiegel, sondern auch Brennspiegel bekannt. Dem klassischen Altertum ebenfalls. Die Legende läßt ja den Archimedes bei der Belagerung von Syrakus die römische Flotte mit Hilfe von Brennspiegeln in Brand stecken, eine Tat, die Proclus, als Kaiser Vittellius mit seinen Schiffen vor Byzanz lag, wiederholt haben soll. Technisch ist das auf so große Entfernungen, wie doch hier in Frage kommen würden, übrigens nicht möglich.

Der Brennspiegel ist immer mehr oder weniger Spielerei geblieben, für den Spiegel ist die Rolle, die er bei der Toilette spielt, allemal die wesentlichste. Verwöhnt war man nicht, denn man blieb im Altertum auf polierte Metalle angewiesen, die einmal kein sehr klares Bild ergeben haben können, dann aber auch kein sehr großes. Silberpiegel, die in Rom beliebt waren, blieben schon durch die Kostbarkeit des Materials an kleine Formate gebunden. Die ersten Glasspiegel sollen in Ägypten im 1. Jahrhundert v. Chr. in Gebrauch gewesen sein. Sie werden wohl schnell genug ihren Weg nach Rom gefunden haben, was ja die Hauptstadt der Welt, also der Jahrmarkt aller Eitelkeiten war. Plinius kennt schon Glasspiegel, die mit Gold hinterlegt waren, eine Erfindung, die völlig in Vergessenheit geraten war und erst vor etwa 30 Jahren wieder auftauchte. Sie hat sich nicht gehalten. Leider! Der Spiegel mit Goldfolie ist ein Schmeichler ersten Ranges, er würde eine Meerkatze zur Schönheit umlügen, während der mit Quecksilber hinterlegte blaß, der mit Silberfolie rosig und frisch erscheint läßt.

Dem Mittelalter blieb der Spiegel als Erbe der römischen

Kultur erhalten, aber in einer Form, die ihm jedes Verführerische genommen haben muß. Man behielt zwar das Glas bei, aber da das Quecksilberamalgam nicht bekannt war, hinterlegte man es mit Blei, Zinn oder Harz. Wie kümmerlich das Bild war, das man mit ihm erzielte, lehrt schon der altdeutsche Ausdruck „Schattensehe“, wie man den Spiegel nannte. Vielleicht war dieser Mangel der Grund, daß der Spiegel vorzugsweise Frauengerät blieb und dem Manne nicht ziemte. Ganz einfach, sie fanden sich nicht schön genug. Denn an Eitelkeit, Puschucht und Modenarrheit waren die minniglichen Helden der Weiblichkeit um viele Nasenlängen voraus. Je dürstiger der Spiegel seinen eigentlichen Zweck erfüllte, um so hübscher wurde er gefaßt. Er wurde zum Schmuckstück und kostbar ausgestattet. Die Kapseln von Gold und Silber reich mit Edelsteinen befezt. 1380 zählt das Inventar König Karls V. von Frankreich Goldspiegel auf, die Perlen und Saphire tragen oder mit bildlichen Darstellungen in Emaille geschmückt sind.

An dieser kostbaren Ausstattung fand man lange Gefallen. Gabrielle d'Estrees, die berühmt schöne Geliebte König Heinrichs IV., nannte einen goldenen Spiegel ihr eigen mit dem in Diamanten und Rubinen gesetzten Bildnis des Monarchen. Man schätzte dieses Kleinod auf 250 Dukaten. Die Zeichnung von Etienne Delaune gibt eine Vorstellung davon, wie solche kleinen Kunstwerke damals aussahen. Die Sitte schränkte die Frau noch sehr ein, Spiegel und Handschuhe aber durfte sich jede Dame auch von anderen Herren als ihrem Mann schenken lassen.

Solange man nicht gelernt hatte, Glas in größeren Tafeln herzustellen, blieb man für den Wandspiegel noch auf die Benutzung von Metall angewiesen. Man verwandte Kupfer oder Messing und merkwürdigerweise in Konkavform, die doch ein ziemlich entstelltes Bild gibt. Aber alle alten Stiche und Gemälde zeigen, wenn sie den Spiegel als Zimmerschmuck wiedergeben, diese Gestalt, man wäre sonst leicht geneigt, bei den Innenräumen von Jan van Eyck oder Meckenem zu glauben, man habe Barbierbeden vor sich. Der Juwelier, dessen Geschäftslokal Peter Cristus darstellt, benutzt einen derartigen Konkavspiegel schon als Spion. Noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist der Spiegelmacher Jost Ammans ein Metallarbeiter. In der Tat hat man auch erst in diesem Jahrhundert die besseren Glasspiegel kennengelernt. Sie kamen aus Venetien, wo in Murano der Mittelpunkt der Glasindustrie war und blieben noch lange sehr teuer. 1551 erhielt ein Italiener ein Patent, um in Frankreich Glasspiegel zu machen, aber es dauerte noch ein volles Jahrhundert, bis sich die Spiegelmanufaktur in



Werkstatt des Spiegelmauers.
Holzschnitt von Jost Amman. Frankfurt a. M. 1568.



Duett. Stich von Israhel van Meckenem. Um 1480.
(Der Spiegel hängt hinten an der Wand.)

Frankreich einbürgerte. Erst mußte man verstehen, große Glasscheiben zu gießen, was nicht vor 1670 gelang, und dann bedurfte man der staatlichen Unterstützung, um das Luxusgewerbe in Schwung zu bringen. Colbert ist auch dieser Industrie nachdrücklich zu Hilfe gekommen.

Wandspiegel waren so ziemlich der kostbarste Zimmer-schmuck, den man sich leisten konnte. Die Gräfin von Tiesque, die gern einen besitzen wollte, mußte ein ganzes Landgut verkaufen, um ihn bezahlen zu können, und Herr Thévenin, der 1704 in seinem Pariser Palais eine Spiegelgalerie einrichtete, ließ sich die Spiegel allein wohl 200 000 Franken kosten, nach dem Vor-kriegswert des Gel-des ungefähr eine Million Mark. In Deutschland wurde die erste Fabrik von Spiegelglas 1697 in Neustadt a. d. Dosse gegründet. Toilet-tenspiegel, wie sie das Gemälde von J. B. Weenix zeigt, rahmte man gern recht breit ein; als Ludwig XIV. sich noch in seiner Sünden Maienblüte befand und die Kosten der ewigen Kriege, die er der „gloire“ zuliebe führte, den Wohlstand seines

Reiches noch nicht verzehrt hatten, ließ er die Spiegel seiner Schlösser in massiv silberne Rahmen fassen. Die Pracht hat nur wenige Jahre gedauert, dann wanderte sie in den Schmelziegel.

Die Innendekoration des Rokoko schwelgte in der Verwendung der Spiegelgläser, die sie mit glänzendem Geschmack beweglich und unbeweglich anzubringen wußte. Spiegel-

kabinette wurden im 18. Jahrhundert die große Mode. — Balthasar Neumann, unser großer deutscher Baukünstler, hat im Schlosse zu Würzburg einen Raum von besonderem Reiz geschaffen, indem er mitten in die Spiegel, die die Wände bilden, Hinterglasmalereien einfügen ließ, einen Schmuck von höchst aparter Wirkung. In den Schlafzimmern fügte man große Spiegel in die Decken der Betthimmel, so daß der im Bette Liegende sich, wenn er sonst den Wunsch danach hatte, ganz und gar besehen konnte. Dem Minister Calonne hätte diese Mode fast das Leben gekostet, als der schwere Spiegel eines schönen Morgens herunterstürzte und ihn unter seinen Scherben begrub. Der Mann war Finanzminister, niemand bedauerte ihn.

Das 19. Jahrhundert hat in künstlerischen Dingen weder das Geschick noch den Geschmack des 18. geerbt, es hat auch mit dem Spiegel nichts Rechtes anzufangen verstanden. Der Pfeiler zwischen den Fenstern war so ziemlich der einzige Platz, den man dem Spiegel reservierte. Da vertiefte und erweiterte er den Raum. In den Romanen der Marstall spielen die „deckenhohen Trumeaux“ gelegentlich noch eine wichtige Rolle, um „Eindruck zu schinden“. Damit ist es aus, die Architekten bauen ohne Pfeiler, wer noch einen solchen Spiegel hat, ist gestraft. Wir stecken ja auch nichts mehr hinter den Spiegel, wie die Altvordern sprichwörtlich sagten, und unsere Bubiköpfchen ziehen den Spiegel schon lange nicht mehr zu Rate!



Der Kaufmann Arnolfini mit seiner Braut. 1438.
Gemälde von Jan van Eyck. (Auschnitt.) Der Spiegel hinten an der Wand.



Legende des Heiligen Eligius. Gemälde von Peter Crispijn.
(Der Spiegel rechts auf dem Tisch.)



Holländerin vor dem Spiegel.
Gemälde von J. B. Weenix.

Kampf um die neue Musikrichtung. Von W. Kleefeld.

Der Musikfreund, der an dem zeitgenössischen Kunstleben teilnimmt und Neuauflührungen der Konzert- und Opernwerke besucht, gerät gar leicht in Verwirrung. Er erhält zunächst den Eindruck, daß sich hier feindliche Parteien gegenüberstehen, daß die „Jugend“ die Hüter und Liebhaber der alten Tradition mit Verachtung straft und die Neu-Töner

alle Regeln ihrer Kunst mit souveräner Geste abtun. Schlagworte wie „Neue Sachlichkeit“, „Atonale Musik“, „Linearer Kontrapunkt“ durchschwirren die Luft — Worte, bei denen sich der unbesangene Mensch im Grunde gar nichts denken kann. Wer nicht mit in das Horn dieser Unentwegten stößt, wird als rückständig abgetan.

Zwei Namen stehen an erster Stelle: Busoni und Schönberg. Ferruccio Busoni, von Geburt Italiener, mütterlicherseits allerdings deutscher Abstammung, hat schon längst bei uns seine Wahlheimat gefunden und kann durchaus als deutscher Vertreter begrüßt werden. Der Klavierheros, der unserm erhabenen Bach die letzten Ausdrucksmöglichkeiten abrang, wandte sich frühzeitig der Komposition zu. In starkem Ringen setzte er seine Persönlichkeit durch, war unermüdlich in seinem idealen Streben und hat sich so die reichen Sympathien verdient, die eine große Gemeinde dem vor zwei Jahren Dahingegangenen im Leben und im Tode geweiht hat. Von lockenden technischen Problemen drang Busoni zu dem Problem der Charakterisierung, der Stilisierung vor. Werke, wie die chinesische „Turandot“, „Indianische Phantasie“, „Indianisches Tagebuch“ reden hier eine deutliche Sprache. Von diesen Versuchen schritt er zur Umbildung der Szene. E. Th. A. Hoffmannsche Phantasien, illusionistische Transparenz in seiner Oper „Arlechino“ und ähnliches verdichtete sich immer mehr zu einer „Neugeburt“ der Oper, die er in seinem hinterlassenen „Dr. Faust“ zu geben glaubte. Freilich liegt die Bedeutung des als Menschen über alles verehrungs- und liebenswerten Busoni mehr in den Anregungen als in der Erfüllung.

Nun Arnold Schönberg! Hatte Busoni seine Jünger um sich versammelt, so hatte Schönberg eine Schule gegründet. Ein großer, wenn nicht der größte Teil der heute jugendlich Strebenden führt seine Ausbildung direkt oder indirekt auf Schönberg zurück. Der heute 53jährige Tonidichter hat eine beachtliche Entwicklung durchgemacht. Von der Tristan-Kunst ausgehend, bewegt er sich in seinen Frühwerken noch ganz im Wagnerischen Stil. Ringt sich allmählich zu einer eigenen Sprache durch, bringt in langsam abwägendem Schaffen eine Reihe von Kammermusik-, Gesang- und Bühnenwerken ans Licht. Neben einem weitverbreiteten Streichquartett hat das Chorwerk „Friede auf Erden“ früh auf ihn hingewiesen, das eine absolute Souveränität in der Beherrschung der Säzkünste erweist. Stärkeren Widerspruch erwecken die „Gurre-Lieder“ und der Zyklus „Pierrot Lunaire“, in dem er die Sprechstimme mit einem Kammer-Orchester verbindet. Klavierstücke, Orchesterstücke, das Monodrama „Erwartung“, die Oper „Die glückliche Hand“ entfachten immer neue Spannung, aber auch neue Kämpfe. Bei der Weiterführung scheint sich in Schönberg ein Wandel nach der Seite der Vereinfachung, der Verinnerlichung, zu vollziehen. Die Mittel werden auf das Äußerste beschränkt, in Bachscher Erhabenheit strebt er kammermusikalischer Erfüllung zu.

Unabhängig von Schönberg geht der nur um wenige Jahre jüngere Franz Schreker seine Bahn. Nach Konzertwerken, die ihre Unregungen vielfach von Débussy und der neuen französischen Schule empfingen, wandte er sich mit Überzeugung der Bühne zu. Wurde in seinen ersten Opern noch heiß umkämpft, um heute mit seinen Bühnenwerken „Der ferne Klang“, „Die Gezeichneten“ und insbesondere „Der Schatzgräber“ an den meisten deutschen Theatern Eingang zu finden.

Die Jungen und Jüngsten scheinen sich nun bereits weit über Schreker hinaus zu tummeln, ja sie machen Miene, ihren Wegbereiter Schönberg an der Seite liegen zu lassen. Sie räumen mit dem letzten auf, was die Tradition der Großen umgrenzte, in hemmungslosem Draufgängerum reißen sie die alten Gebäude nieder, ohne freilich bis heute imstande zu sein, ein neues Heiligtum aufzurichten. Deutschland ist der Tummelplatz der neuen Theorien geworden.

Ein Rufer im Streit ist Igor Stravinsky, russischem Boden entsprossen, in französischer Kunst erprobt. An der Seite des einst hochberühmten Kaiserlichen Balletts vollzog sich seine Einführung in die große Welt. „Petruschka“ war ein großer Erfolg. Der „Feuervogel“ entfaltete seine mächtigen Schwingen, das „Sacre du Printemps“ verstieg sich zu wildesten Ausbrüchen der Gewalten. Dann kam die Umkehr. Zu Kammerorchester und rückschauender Betrachtung. Im Ballett „Pulcinella“ klammert er sich an Pergolese, dessen Töne er mit neuzeitlichen Floskeln überschattet. In der „Geschichte vom Soldaten“, der mit dem Teufel um die Seele ringt, wird ein kleiner Klangapparat zu modern-überhitztem Schreien aufgepeitscht. Stravinsky geriet in Widersprüche zu sich selbst, doch kann seine Bedeutung als feuriger Anreger nicht bestritten werden.

Mit Donner und Brausen dampfte Honegger, ein

über Amerika nach Frankreich verschlagener Schweizer, in die Hauptstadt ein. Die abstruse Idee, im „Pacific Nr. 330“ die Seele der amerikanischen Schnellzugslokomotive musikalisch einzufangen, könnte Humor auslösen. Mit seinem Oratorium „König David“ hat Honegger wieder eingelenkt. Der spanische Komponist de Falla, der in seinen Balletts oft mit geistprühenden, verstiegenen Einfällen gesegnet war, scheint bereits an Schöpferkraft nachzulassen. Von wo also ist das Heil zu erwarten?

Der in Süddeutschland wurzelnde Paul Hindemith gilt vielen als der Bannerträger einer zwar revolutionären, aber innerhalb ihrer neuzeitlichen Richtung gefestigten deutschen Kunst. Mit Inbrunst wehrt er sich dem Streichinstrument, der Kammermusik, der von neuem Geist zu erfüllenden alten Form. Als seltsame Abwegigkeit erscheint es jedoch, wie in seiner Oper „Cardillac“ geschehen, die vorklassischen, barocken Stilarten auf die Bühne verpflanzen zu wollen. Den dramatischen Anforderungen genügen sie nicht.

Nun hat sich um Busoni, Schreker und vor allem um Schönberg ein Kreis von Anhängern und Schülern geschart, die, vielfach über das ursprüngliche Ziel weit hinausziehend, eine ganz fremde, allen überkommenen Idealen geflissentlich entgegenarbeitende Sprache hinausschreien. Anton Webern, Carl Weigl, Ernst Krenek, Alban Berg, Kurt Weill, Bela Bartok, Wilhelm Große — wer zählt die Namen, die im schnellen Wechsel des Tages auf den Schild erhoben werden, um schnell wieder unterzutauchen, dort flüchtig neu zu kreisen, ohne einen festen Halt, einen sicheren Erfolg zu verbürgen. Ernst Krenek will in seiner szenischen Kantate (sich das Wort deutet die Verlegenheit an) „Die Zwingburg“ den Geist der Zeit erfassen. Alban Berg klammert sich an Büchners Torso „Wozzek“, führt uns durch alle Winkel von Furcht und Schrecken, durch allen Abscheu, alle Greuel der Leidenschaften; sein starkes Talent fesselt, es glücken ihm zweifellos Töne der Ergriffenheit. Vielleicht steigt hier allmählich eine Erlösung auf.

Krenek aber ruht und rastet nicht. Über langgeponnene, sich vielfach selbst verlierende Symphonie- und Kammermusikwerke, über die Opern „Der Sprung über den Schatten“ und die an das Tor der Klassik pochenden „Orpheus und Eurydice“ drängt er sich zu der seltsamen Kundgebung „Tonny spielt auf“ durch. „Es kommt die neue Welt über Meer gesahren mit Glanz und erbtt das alte Europa durch den Tanz“ — heißt es hier. Sieg des Jazz über die europäische Kultur? Ist es ein Triumphlied, ist es eine Warnung? Nun wir wollen es als eine Warnung nehmen. Schon um Kreneks stark pulsenden Talents wäre es anders zu beklagen. Kurt Weills „Royal Place“, eine flüchtige Sprechoper, die die Liebesentfaltung und Entartung einfangen will, hat zu wenig musikalischen Inhalt, um über die Leere der Charakterentwicklung hinwegzutäuschen.

Anton Webern, Bela Bartok, Carl Weigl, Wilhelm Große haben Kammer und Konzert mit Gaben überschüttet. Das Publikum schien sich meist gegen die Geschenke zu wehren. Gewiß haben diese Künstler nicht unrecht, wenn sie sagen: „Ein Haydn, ein Mozart wagten es, den Tanz ihrer Zeit, das Menuett, konzertfähig zu machen, in Sonate und Symphonie, wir reihen den Tanz unserer Zeit, den Jazztanz in die Tonkunst ein.“ Es kommt lediglich auf die individuelle Durchführung dieser Absicht an und hieran sind die meisten gescheitert. Auch die Theorie mit den Viertelstönen, die Alois Haba verkündet, ist Papierkunst geblieben.

So drängt ein Komponist dem andern, ein Tonwerk dem andern nach. Die Eindrücke eilen, sie haften nicht. Das A und O der Musik bildet aber die künstlerische Inspiration. Mag sie auf alten oder neuen Gleisen einherstürmen, die Stärke der Empfindung, die Stärke der klanglichen Offenbarung entscheidet. Was bedeutet atonales, polytónales System, linearer Kontrapunkt, Vierteltonmusik, wenn die erlösende Melodie fehlt! Diese Schlagworte sind in solcher Anwendung nur leere Begriffe. Sie sagen im Grunde nur, daß etwas anders sein soll als bisher. Der neue Weg aber ist damit nicht umschrieben. Er läßt sich einfach nicht umschreiben. Man kann aus all dem wirren Streit vielleicht das eine erhoffen, daß durch dies gewiß freudig zu begrüßende Ringe, durch die reich ausgeworfene Arbeit das Feld gelockert und bereitet werde, auf dem dann der neue Genius, wenn er erscheint, um so erfolgsicher seinen Samen zur Reife, zur höchsten Entfaltung bringen kann.

Das Apfelsündchen. Erzählung von Frida Schanz.

„Bati, bist du eigentlich auch meine Mutti?“

Das Mannerl war ungefähr drei Jahre alt, als sie eines Abends diese Frage an ihren Vater richtete. Sie war den ganzen Tag über mit ihren wilden Spielgefährten herumgetollt, war von Sepp und Franz und Hans mit ins Häuschen oder Hütchen genommen worden, hatte Schmalznudefln

kosten dürfen, die die Hornbäuerin gebacken, hatte gehört, wie streng und gut die Echbäckin ihren schwarzen Buben um ein zerrissenenes Höslein schalt, hatte von der Flickmarie, Hansels Stiller, blasser Mutter, Flicklappchen, süße Pfeffernüsse und ein noch viel süßeres, zartes Streicheln bekommen. Und so war's geschehen, daß sie den ganzen Tag ein bißchen



Weinranken. Gemälde von Prof. Friedrich Klein-Chevalier
(Aus Ed. Schultes Kunsthändlung, Berlin)

still gesonnen, warum sie selbst eigentlich keine Mutter habe. Dafür ja freilich einen Vater, sehr groß und dunkel und ernst. Aber so lieb und so gut, daß gar kein Wort hinreichte, um es auszudrücken. Wenn er abends mit dem Zug aus der Stadt, wo er ein wichtiges Amt hatte, aufs kleine Gut im grünen Tal herauskam, fing fürs Nannerl der Tag erst so eigentlich an. Sie durfte ihre Abendsuppe dann im großen Esszimmer mit den vielen Hirschgeweihen an dem schöngedeckten Tisch essen, an dem Vati seine Mahlzeit aß; Vati fragte dann, und sie erzählte ein bißchen von allem, was sie am Tag erlebt. Die alte Lene, die den Haushalt führte, hatte ihr streng eingeschärft, viel dürfe beim Essen nicht gesprochen werden, Vater sei nach schwerer Arbeit in seinem Amtsbüro abends immer recht müde und solle sich erst recht in Ruhe satzen. Dann könnte die Unterhaltung ungehindert stattfinden.

So war's denn auch, — jeden Abend. Beim Nachtisch ging die Gemütlichkeit, auf die sich das Nannerl immer den ganzen Tag freute, immer erst recht los.

Ach, dieser geliebte Nachtisch!

Lene ging dann nicht mehr mit Tellern und Schüsseln auf ihren schweren, lauten Schuhen rumpelnd und humpelnd aus und ein. Niemand und nichts störte. —

Vati und sein kleines Mädel waren mitsammen wie allein auf der weiten Welt.

Und wie duftete der geliebte Nachtisch! Wie umständlich gemütlieh wurde er in Angriff genommen und verschmaust! Tag für Tag, Jahr um Jahr war es derselbe: — ein Apfel!

Ein einziger, großer, purpurroter Apfel.

Auf einem besonders schönen Kristallteller stand er von Anfang der Mahlzeit an schon immer auf dem Tisch. Auf einem besonderen Brett im Keller war er mit seinen Brüdern mit liebevollster Sorgfalt aufbewahrt worden. Von Ernte zu Ernte mußte der Ertrag des einzigen alten Apfelbaums, den das kleine Waldgut besaß, immer reichen. Und wie durch ein Wunder war es auch immer so ausgegangen, solange „man“ — nämlich Klein-Nanni — denken konnte. Nie hatte der schöne rote Nachtischapfel gefehlt. Einen Abend wie den anderen hatte Vater ihn mit scharfem Silbermesser sehr vorsichtig und fein geschält. Die rote Schalenschlange durfte beileibe nicht zerreißen. Mit größter Spannung gaben Vater und Töchterlein hierauf acht; — und wenn die Sache gelang, was sie ohne Ausnahme tat, gab es Abend für Abend denselben schallenden Jubel.

Mit scharfen, festen Schnitten wurde die rosaweiße leckere Kugel dann erst in Viertel zerteilt und hierauf in viele schöne feste Scheiben zerschnitten; so viele, daß sich eine ganze Viertelstunde Spaz für Vater und Kind ergab. Abwechselnd steckte immer der Vater dem Kind und das Kind dem Vater eine Scheibe in den Mund. Bei diesem gegenseitigen Füttern wurde dann alles erdenklich Nötige, Liebliche und manchmal auch Unliebliche zwischen den beiden Kameraden erörtert. Daß sie sich gegenseitig sehr lieb hatten, wurde zunächst immer wieder unter einer kleinen, festen Umarmung festgestellt. Wie ein Bächlein plätscherten dann die Erzählungen des Kindes von den Erlebnissen seiner Tage. Wo Vater nicht ganz sicher war, ob alles in Ordnung und Artigkeit abgegangen, stellte er in liebendem Ton seine kleinen Gewissensfragen. Und ehrlich und wahrheitsgetreu, mit klarem Blick der großen Schwarzung, antwortete das Nannerl, — wenn auch manchmal so purpurrot im Gesichtel, wie die röteste Stelle im rosa Fleische des zum Schmause dienenden Apfels. Daß sie mit den wilden Buben ohne Strümpfe und Schuhe im eiskalten Bach gewatet, daß das neue Kleidchen beim Heidelbeerplücken ganz von selber schwarze Flecke abgekriegt, daß sie sehr viele grüne Fallbirnen angebissen, um zu sehen, ob nicht doch wenigstens eine davon reif sei, — ohne Vorbehalt wurde das alles auf Vatis liebvolles Fragen und Forschen gestanden und herausgeplappert.

Vati mußte dies doch natürlich alles wissen!

Ein ernstes, klares Verbot hatte Nannerl, so klein sie war, noch nie übertreten. Und nie hatte sie eine Untat, nach der sie befragt worden war, verschwiegen. Nie hatte sie gelogen. Das wußte ihr Vater ganz genau. — Eine sehr wertvolle Einrichtung war deshalb für ihn das abendlische Apfelmännchen, in dem er aus der Seele seines Kindes herausfrug, was er zu wissen begehrte.

Heute war's nun freilich einmal umgekehrt gewesen.

Das Nannerl hatte gefragt.

Und Vati mußte nun antworten: Derselbe Gottesengel, der das Nanniseelchen ins Erdenland herabgebracht, habe

sein junges Mütterlein mit sich genommen, in den Himmelsgarten, zum lieben Gott, sagte er.

Warum? — Das dürfte man nicht fragen. In allem, was Gott tue, sei lauter Liebe; und wo Mutti jetzt sei, da habe sie es wunderbar gut. Vatis, deren Kinder keine Mutter haben, sind ihnen dann eben Vater und Mutter zugleich.

Dem Nannerl gefiel, was sie da hörte. Denn, was sie davon verstand, war, daß sie einen besonders guten, ihr doppelt angehörenden Vater besaß. Womöglich noch zärtlicher liebte sie ihn nun; noch inniger freute sie sich jeden Tag auf ihn und das Apfelmännchen.

Nannerl Amberg war nun schon sieben Jahre, ging mit ihren Freunden, den Buben und Mädels des Ortes, in die Dorfschule zur klugen, freundlichen Lehrerin und lernte nebenbei im Abend- und Sonntagsverkehr mit ihrem Vater, ohne daß sie es merkte, eine Menge feiner und gescheiter Sachen von Blumen und Tieren, Steinen und Sternen. Den Staub von den Büchern wischen, die Vögel im Käfig füttern, die Rosen gießen lernte sie von ihm. Auch mit einem scharfen kleinen Messer umgehen, ohne sich in die Finger zu schneiden. Das war sehr wichtig! Denn Nannerl schälte von ihrem sechsten Jahre an nach Vatis Anweisung den Abendapfel selbst. Mit Mühe, Anstrengung und putzig verzogenem Angsträuchchen hatte sie es erlernt. Da war die rote Schalenschlange zuerst natürlich in viele kleine Schlangen zerholt worden; aber nach und nach kam das nötige Geschick. Die erste unverlehrte Schlange fiel in schönen Ringeln auf den Teller. Und wenn das Schmausen losging, — eins du, eins ich, eins du, eins ich, — dann waren die Herzen voll Glück. Wie ein paar Freunde verkehrten Vater und Kind. Die kleine Tochter erzählte, was ihr Herz bewegte. Und sein und vorsichtig fragte und forschte der nun schon leise alternde Mann, ob das Herz seiner Kleinen unter all dem Wildern und Toben, mit dem ihre Freistunden angefüllt waren, rein und rein, von Lüge und Falschheit unberührt geblieben war.

Ein besonders gemütliches Apfelmännchen ist geskommen. Es ist an einem sturmwilden, späten Herbstabend, fünf oder sechs Wochen vor Weihnachten. Die groben Buchenkloben glühen und sprühen im hohen, almodischen Kamin; traute Wärme füllt den behaglichen Raum; Vater und Kind haben sich an einem feinen Wildbrätchen erlaubt. Und nun geht's an den Apfel!

Warum das Nannerl nur heute gar nicht so strahlend lacht, als die lange, gleichmäßig geschnittene Schalenschlange mit schwerem Rutsch auf den Teller fällt? Etwas Selbstsames, Besangenes, Fremdelndes ist heute über dem kleinen Mädel! Vater guckt es forschend und sinnend an. Mit einem mal durchzuckt ihn ein Gedanke, über den er selbst heftig erschrickt.

Das Bücherpaket auf seinem Schreibtisch, das heute mit der Post gekommen, hat ihn so seltsam angeblättert. Der Bindfaden daran war so merkwürdig locker und sehr sichtbar anders geknotet als es sonst bei Büchern ist, — beinahe, als hätte jemand die Sendung schon vor ihm geöffnet.

Lene? Das war aber einfach ganz unmöglich.

Nannerl?

Er sieht unwillkürlich sein Mädel aufmerksam an. Vielleicht hat sie es getan, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken. Daß das „Reserl vom Einödhof“, das von ihr zu Weihnachten sehnlich gewünschte Jugendbuch, unter all dem gelehrten Kram bei der bestellten Sendung war, konnte sie natürlich nicht wissen. Da braucht's ja nur eine liebvolle, freundliche Frage: „Nannerl, hast du etwa das Bücherpaket auf meinem Schreibtisch aufgemacht?“

Nannerl hat die sauber geschälte, große, runde Frucht eben vor sich hin auf den Teller gelegt und das scharfe Messerlein zierlich angesetzt, um sie mit geschicktem Schnitte zu zerteilen. Wie mit Blut übergossen zuckt sie aber da zusammen, blickt scheu zum Vater auf und blickt dann wieder wie gebannt auf den Apfel.

„Ich? — Nein!“ sagt sie dann, gedehnt und gezwungen. — Der Vater erschrickt bis ins tiefste Herz. Was Nannerl sagt, ist nicht wahr. Aber Gott sei Dank, sie kann nur sehr ungeschickt lügen. Nannerl hat nun ihre Fassung wiedergefunden, obgleich ihr das Rot der Verlegenheit noch heiß in den Wangen glüht. Geschäftig, als sei nichts geschehen, setzt sie das Messer an, schneidet zu, — die zwei Apfelhälfsten fallen auseinander. Und Nannerl fährt, wie von einem Schlag getroffen, von ihrem Sitze in die Höhe.

Mit einem Entsetzenslaut starrt sie auf den zerschnittenen Apfel. Was ist denn an dem so Entsetzlichen zu sehen? Der Apfel ist eben faul; von einem Wurm, der sich jetzt sichtbar zu Tage windet und krümmt, durch und durch zerfressen.

Das kommt natürlich tausendmal vor.

Nur — an den besonderen Apfeln, die Vater und Kind seit Jahren gemeinsam essen, an dieser köstlichen, mit Sorgfalt gepflückten und vor Insekten bewahrten Sorte ist es noch nie vorgekommen, — nie — bis zu diesem Augenblick, in dem Mannerl die erste Lüge ihres Lebens sprach. — Und deshalb erschrockt sie so. Im Schreck über den wurmzerfressenen Apfel ist ihr Gewissen erwacht. Das sagen ihre großen, von Tränen überlaufenden Augen. Sie fällt dem Vater um den Hals und birgt ihren Kopf an seiner Schulter; sie schlucht und schluchzt. Mit stotternden, stammelnden Worten gesteht sie ihr

Unrecht. „Ich wußte, daß ich's nicht tun sollte und habe es doch getan! Ich wollte sehen, ob ich mein liebes Buch zu Weihnachten bekomme. Dann habe ich gelogen!“

Vater streichelt sanft und traurig ihr wildes, lockiges Haar. Mit einem Ton, der sich tiefer einprägt als alles Zürnen, sagt er, jedes Wort innig heraushebend: „Tu es nie wieder!“ — Sie sagt nur: „Nein, nein, nein!“

Sie hat genug an dem einen Mal! — War's doch, als ob sie statt in den angefaulten Apfel in ein von Zug und Trug zerstörtes, angefaultes Herz gesehen hätte. So ähnlich hat sie es in dem nun folgenden Apfelfündchen ihrem Vater gesagt. Der ließ rasch einen neuen Apfel und einen neuen Teller kommen. Viel Liebes und Ernstes hat er beim gemeinsamen Schmausen dieser süßen, reinen Frucht zu seinem Löchterlein gesprochen.



Wenn sich Herzen entgegen schlagen,
Kommt es zu einem raschen Entbrennen. —

fremde haben sich mehr zu sagen,
Als Bekannte, die sich nicht kennen. f. s.

Handgewebte Teppiche aus Stoffresten.

Der Flickenkasten: Ein buntes Gemisch aller möglichen, alter und neuer Reste; besonders groß der Haufen, wenn die Hausfrau selbst schneidet. Was soll damit geschehen? Dem Lumpensammler geben? Fortwerfen? — Nein, Tisch- und Divandecken, Brücken und Vorleger, Portieren, Läufer und Teppiche werden daraus gemacht, wundervolle, farbenfreudige, außerordentlich haltbare Gewebe. Sie halten jeden Vergleich mit Kelims und anderen Teppicharten des Orients aus, lassen in nichts mehr ahnen, daß zu ihrer Herstellung nur abfallende, gebrauchte oder ungebrauchte Reste verwendet wurden. Alles kann benutzt werden, vom Nessel bis zur Seide, Leinen-, Baumwollen-, Trikot-, Kunstseiden-, Tuchresten, sogar Strumpflängen, also mit einem Worte: alle Stoffreste, die man für gewöhnlich als nicht mehr verwendungsfähig fortwirft. Die Zurichtung dieser Reste ist noch dazu eine absolut einfache, aber eben dankbare und auch interessante Arbeit. Da auch die Kosten für das nachfolgende Weben gering sind, kann man getrost sagen, daß jede praktische Hausfrau, auch die, die nur über ein kleines Haushaltungsgeld verfügt, imstande ist, sich ihr Heim zu verschönern.

Nun zur Ausführung der notwendigen Vorarbeiten. — Die Vorräte werden zunächst nach Farben sortiert. Weiße Stoffe, etwa Wäschereste (alte Bett-, Leib- und Tischwäsche!) färbt man in beliebiger Weise, auf kaltem Wege oder sonstwie in lebhaften, leuchtenden Tönen ein, rot, blau, grün, violett, orange, goldgelb usw. Diese lebhaften Farben empfehlen sich besonders deshalb, weil sie die meistens reichlich vorhandenen dunklen oder unbestimmt farbigen Stoffreste aufhellen und ihnen Abwechslung und Farbenfreudigkeit geben. Fehlen sie im späteren Gewebe, so wirkt dieses leicht einfarbig. — Dann werden sämtliche Reste, sowohl die gefärbten,

als auch vorhandene farbige, dunkle, gemusterte, karierte, geblümte, in Streifen geschnittenen, die dicke Stoffe, z. B. Tuch, Herrenstoffe, etwa 1 cm breit, dünnere, z. B. Leinen, Baumwolle, Seide, etwa 2 cm breit, feine Gewebe, z. B. Florstrumpflängen und ähnliches, etwa 3 bis 4 cm breit, ebenso breit Trikot, weil Streifen aus diesem Stoff sich dehnen, rollen und das Band wie eine Schnur wird. Sehr dicke Gewebe, z. B. Wintermäntel, Samt usw., schneidet man höchstens 1 cm, besser sogar nur $\frac{3}{4}$ cm breit. Alle Stoffarten können durcheinander genommen werden. Die dünnen Gewebe kann man ein wenig stärken, um sie fester zu machen.

Die nach Farben sortierten, geschnittenen Streifen werden dann fortlaufend zu einem langen Bande mit der Hand oder Nähmaschine mit leichten Bordstichen übereinander zusammengenäht, doch so, daß nicht etwa dicke Wülste oder Knoten entstehen. Ohne übertrieben peinlich zu sein, muß doch die gesamte Arbeit einigermaßen gleichmäßig werden. Es empfiehlt sich deshalb auch nicht, die Streifen zu reißen. Auf die Länge der einzelnen Streifen kommt es nicht an, sind sie sehr kurz, so beansprucht das häufigere Aneinandernähen nur mehr Arbeit. Empfehlenswert ist es, dicke Stoffstreifen von Tuch, Samt usw. abwechselnd mit dünnen von Florstrümpfen, Seide, feinen Woll- oder Baumwollgewebe zu verarbeiten. Fadengerade braucht das Band nicht geschnitten zu sein, immer aber muß es einen leichten Zug aushalten können. Die Stiche an den zusammengenähten Stellen sind nach dem Weben unsichtbar, können also mit weißem, schwarzem oder farbigem Garn genäht sein.

Das Hauptgewicht der Vorarbeit liegt im Aneinanderpassen der Farben. Der persönliche Geschmack hat hierbei breiten Spielraum und im Zusammenfügen der Farben nach



Teppich aus Stoffresten, gewebt in den Kunstgewerblichen Werkstätten „Rehbrücke“, Rehbrücke b. Potsdam, Kaiser-Friedrich-Straße. Aufnahme: Linthorst, Berlin.



Abendkleid mit Schlepe aus dunkelblauem Crepe-Georgette. Strickstickerei und Silberblume auf der Schulter. Modell: Worth. Aufnahme: Scavoni.

Ton und Breite zeigt sich der Meister. Man kann auch nur wenige Farbtöne nehmen, bestimmte Farben betonen, und kürzere oder längere Bahnen zusammen nähen. Bei längeren Stücken, bei Läufern und Diwandecken wirken breitere Streifen sehr gut, so daß man Bänder bis zu 30 bis 40 m eines Farbtones zusammen nähen kann. Prachtvoll wirken ganz bunte Stücke mit flammenden Farben, zusammen gewürfelt wie in einem Frühlingsstrauß. Die Kunstgewerblichen Werkstätten Rehbrücke übernehmen nur das Weben und nicht auch das Schneiden der Streifen und Zusammensezzen des eingesandten Materials. Die zu einem fortlaufenden, langen Bande zusammen genäh' en, nicht gesäumten Streifen werden dann auf einen oder mehrere Knäuel gewickelt, deren Gewicht höchstens $2\frac{1}{2}$ Pf. betrage. Je nach der Menge der Reste und je nachdem was man erhalten möchte, richten sich Größe und Gewicht der Knäuel. 750 g geben einen Vorleger oder eine Brücke von 60 cm Breite und etwa 100 cm Länge, 1250 g eine solche von 80 cm Breite und etwa 120 cm Länge. Bei Läufern erfordert der laufende Meter bei 60 cm Breite 750 g, bei 80 cm Breite 1000 g geschnittene Streifen. Sollen Teppiche, Diwandecken oder breite Portieren hergestellt werden, so näht man zwei oder mehrere 60 oder 80 cm breite Läufner aneinander, wie es bei echten Kelims auch gemacht wird. Abschlußborden und Fransen werden vom Weber aus Kettengarn ange webt.

J. Bönicke.



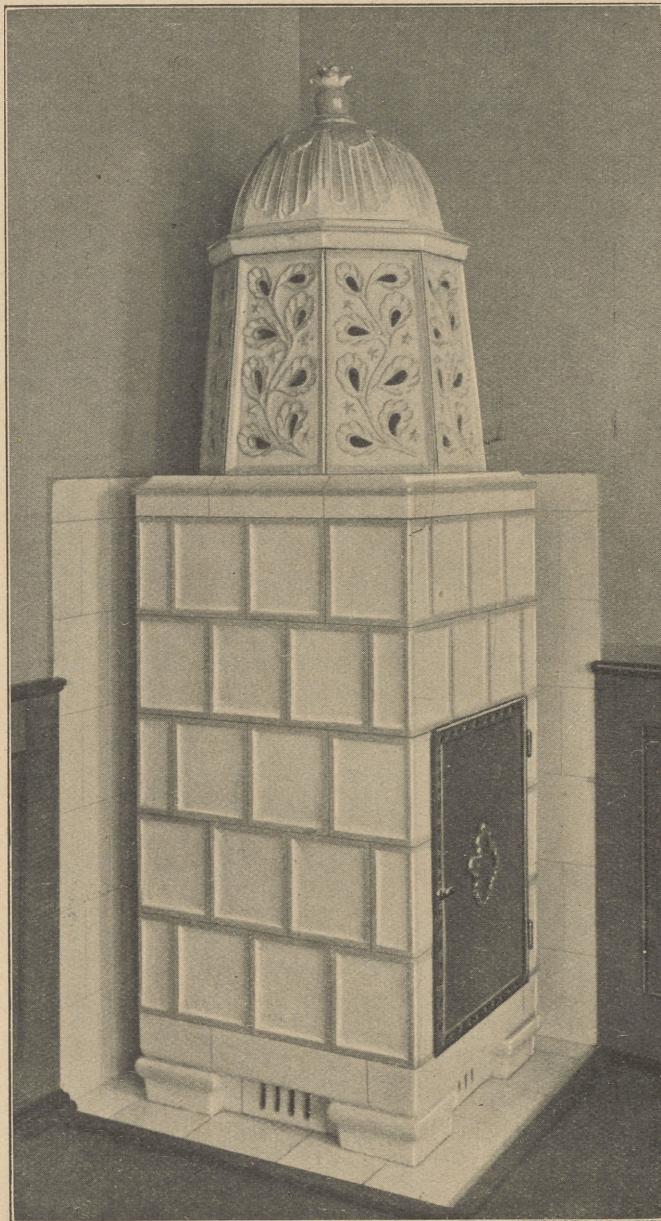
Abendkleid aus dunkelgetöntem, gold durchwirktem Brokat. Mod.: Worth. Aufnahmen: Scavoni.

Schwarzes Abendkleid mit Überwurf von Tüll, in den Silberperlen gestickt sind. Seitlich große Samtbandschleife. Mod.: Worth. Photo: Scavoni.

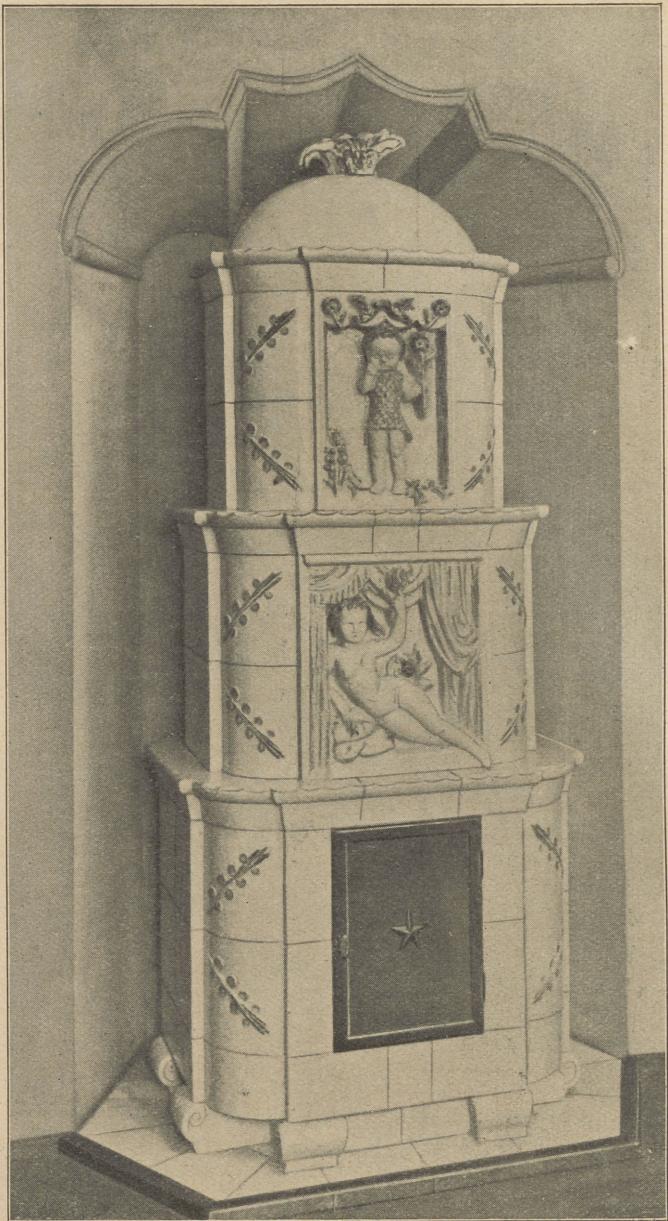
Das dunkle Abendkleid.

Es erobert sich, vornehmlich in schwarz gehalten, wieder sein Feld. Wohl weniger Ballkleid im eigentlichen Sinne, sondern mehr distingue Staatsrobe für große Empfänge, feierliche Eisen, aber auch für den Abend in der Theaterloge, bei der Premiere . . . Daß es eine jugendliche Erscheinung älter wirken läßt, ist eine Behauptung, die ins Reich der Fabel zurückgewiesen werden muß. Womit aber nicht etwa gesagt sein soll, daß es einer alten Dame mit weißem Haar nicht zu Gesicht stände. Im Gegenteil! Auch das Nachmittagskleid erscheint in diesem Winter mit Vorliebe in Schwarz gehalten, es ist seiner vornehmen Wirkung sicher. Eingesetzte Glockenteile und Zipfel, unregelmäßige Raffungen und Carnierungen schaffen die neue, bewegte Linie des Abendkleides. Belebt wird es in diesem Jahr vornehmlich durch Silber, silberne Stickerei, Silberpailletten, silberne Stiftperlen und als Neuestes: Kristall. Geschliffene Kristallsteine und -knöpfe; dazu lange Ketten aus Kristallkugeln.

Schwarze Spitzen legt man gern auf mattrosa oder hautfarbenen Untergrund, deckt wohl auch einen spitzentiefen Rückenausschnitt durch rosa Chiffon. Dazu gehört dann die große rosa Ansteckblume auf der Schulter. Zum ganz großen Abendkleid gehört die Schlepe und sei es auch nur in Gestalt einer beim Schreiten auf dem Fußboden züngelnden Stoffbahn. Seide, Samt, Moiree, Tüft, Tüll oder Spitzen — erlaubt ist, was gefällt. Detta.



Links: Ofen in weiß mit Blaumalerei; durchbrochener Oberbau. Rechts: Ofen mit abgerundeten Ecken und Majolikamalerei; schlichte, formschöne Ofentür. Entwürfe von Prof. Hempel, Dresden. Erzeugnisse der Ernst Teicher G. m. b. H., Meissen.



Lob des Kachelofens.

"Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens . . ." Ja, so schildert's uns Anno 1800 Johann Heinrich Voß! Wo aber finden wir heute noch dieses Ludwig Richter-Bild? Wie die Positivtische von der Lokomotive verdrängt wurde, so der alte, liebe, behagliche Kachelofen von der Zentralheizung. Zentralheizung — im Klang des Wortes schon spüren wir die ganze nüchterne, zweckmäßige Betriebssamkeit dieser Einrichtung. Zu einem Zeitpunkt, wo die Fernheizung nicht mehr — fern ist, die Fernheizung, die uns durch ein Sammelwerk die Zimmerwärme fix und fertig ins Haus liefert, genau so wie das Gas oder den elektrischen Strom, glaubt man, dem Kachelofen mit Zug und Recht einen wehmütigen Necrolog schreiben zu müssen. Doch sieh, der alte Bursche hat ein zähes Leben! Er erscheint in neuer Gestalt und lockt . . . Seht mich an, spricht er, bin ich nicht ein Schmuckstück für jeden Wohnraum; wählt ihr mich gut — und ihr findet für jedes Zimmer die passende Ergänzung — so werde ich in wohlruhender Beschaulichkeit den Raum beherrschen, Sammel- und Mittelpunkt aller frierenden Seelen und Lobsal jedem Auge, das dem Klang der Farben und der Musik der Formen zu lauschen versteht. —

Unsere Urahnen hüteten das Feuer im Herd, in der Liebe zum wärmespendenden Kachelofen finden wir das letzte Überbleibsel dieses uralten Kults. Wer hat als Kind nicht einmal heimlich die Ofentür geöffnet und dem Spiel der züngelnden

Flammen zugeschaut, Feuerzauber! Unsere Kinder aber klauen die verbrannten Fliegen hinter den grauen Röhren der Warmwasserleitung hervor . . . Und der Hausherr stöhnt über die hohen Kostenbeiträge für die Heizung des großen Mietshauses, die Hausfrau beklagt das langsame Dahinsiechen ihrer sorgsam gepflegten Blumenlieblinge, die in der ausdörrenden Hitze nicht bestehen können. Das Schlimmste aber sind alljährlich die letzten Septembertage und die Wochen nach dem 1. April einschließlich der „drei Gestrengen“. Denn der Herr Portier kennt keine Temperaturchwankungen, er kennt nur den Kalender — und nach dem richtet er sich mit seiner dankenswerten Tätigkeit des Kohlenschauferns. Da seufzen denn die Komfortbeglückten: „Ja, Müllers, die haben's gut! Die heizen heute ihren Ofen im Wohnzimmer.“ Kommt man dann aber zu Müllers, ist der Raum zwar behaglich erwärmt, aber in der Ecke steht ein bis zur Decke reichendes, wahres Ungeheuer von Ofen, auf dessen Flächen sich der altdutsche Stil der achtziger Jahre mit den Seerosen und Tulpen der Jahrhundertwende ein Stellidchein in Stück gibt. So kommt es, daß Müllers ihr gekacheltes Mammut nur als notwendiges Übel betrachten und sich seiner nur in den paar kalten Tagen der Jahreszeitenwende freuen, wo sie wegen der Möglichkeit, ihm ordentlich einzufeuern zu können, von ihren zentralbeheizten Bekannten beneidet werden.

Das muß natürlich anders werden! Die Ungetüme müssen nach und nach verschwinden und Ofen, die unserem neuzeitlichen Empfinden angepaßt sind, Platz machen.

Gerda Runge-Schüttöff.